

Die Gartenlaube

Stadt
Bücherei
Berlin



1932. Nr. 30
Berlin, 28. Juli

Sonntagnachmittag auf dem Lande
Lange=Photo

30 Pf. zuzüglich ortsbühl.
Zustellungsgebühr
\$ 0.10 oder 60 Groschen

Vom Ohr zum Herzen

Walter, Hannover. Sie sind vor fünf Jahren in bitterem Groll aus Ihrem Elternhaus weggegangen, weil Ihr Vater Ihre Heiratspläne nicht billigte und verlangte, Sie sollten mit Ihrer Braut brechen. Ihre Ehe wurde zu einer furchtbaren Enttäuschung. Sie ließen sich scheiden und stehen nun allein mit Ihrem zweijährigen Söhnchen, das das Gericht Ihnen zugesprochen hat. Nun treibt Sie Ihr Herz, eine Ausföhnung mit den Eltern zu suchen, aber Sie können es nicht über sich gewinnen, den ersten Schritt zu tun, und fürchten, daß man Ihnen vorwerfen wird, wie recht der Vater gehabt hat.

Ihren Gedanken, eine dritte Person als Vermittler vorzuschicken, halte ich für falsch; sie nennen es zwar „diplomatisch“, aber damit machen Sie sich nur selber etwas vor. Sie wollen sich nicht zugeben, daß Ihnen der Mut zum ersten Schritt fehlt. Selbst wenn man Ihnen die heute überflüssigen Vorhaltungen machen sollte, müßten Sie das als eine Konsequenz Ihrer Handlungsweise tragen. Schon um Ihres Buben willen sollten Sie so schnell wie möglich die Ausföhnung suchen, damit der Kleine sich anstatt der fehlenden Mutterliebe wenigstens die Liebe der Großeltern erobern kann. Denken Sie auch an Ihre Mutter, die umsonst viel Leid um Sie durchgemacht hat und der Sie nun mit dem kleinen Enkel neue Freude in das vereinsamte Haus bringen können!

Berta, Köln. Ihr Mann macht Ihnen dauernd Vorwürfe, daß Sie sich nicht satt essen, um Ihre „schlanke Linie“ zu bewahren.

Leider kann ich Sie nicht wunschgemäß unterstützen. Ich habe aus Ihrem Eifer den Eindruck, als ob Sie tatsächlich des Guten ein wenig zuviel — oder in diesem Fall: zu wenig tun! Wenn Sie schon durch tägliche Gymnastik und Spaziergänge Ihren Körper vor dem gefürchteten Fett bewahren, sollten Sie es mit dem Essen nicht gar so ängstlich nehmen. Dass Sie die Mahnungen Ihres Mannes, an eine zukünftige Mutterchaft zu denken, mit dem Wort „Sentimentalität“ bezeichnen, läßt auf eine beträchtliche Unreife schließen. Das Gefühl der Verantwortung gegenüber der nächsten Generation sollte jeder jungen Frau selbstverständlich sein. Übrigens ist die von Ihnen als Höchstes hingestellte knabenhafte Schlankheit bereits die Mode von gestern.

Käthe P. Ihre Frage nach der „Schlüsselgewalt“ richten Sie besser an einen Juristen.

L. W. Sie sind seit zwei Jahren verheiratet, und Ihr Mann hat als Privatangestellter ein sehr bescheidenes Auskommen. Jetzt ist ihm in einer anderen Stadt die Gelegenheit zu einer beruflichen Verbesserung

gegeben; das würde aber für Sie bedeuten, daß Sie Ihren Haushalt vorläufig auflösen, sich einstweilen von Ihrem Mann trennen und zu Ihren Eltern ziehen müßten.

Hier ist es schwer zu raten. Die Vorteile der Trennung liegen ja offen zugänglich, es sind aber auch gewichtige Bedenken, die Sie zögern machen. Sie fürchten, „man lebt sich auseinander“, besonders wenn die Trennung sich länger hinziehen sollte, als Sie voraussehen können. Gerade dies hängt in hohem Maße von Charakter und Veranlagung der Beteiligten ab, deshalb können auch nur Sie selber die Frage entscheiden. Man wird wohl den Versuch machen und, wenn die Trennung untragbar werden sollte, auch mit Opfern die Wiedervereinigung beschleunigen müssen, in dem Sinne etwa, daß Sie zunächst auf eine feste Wohnung verzichten und das Kindchen vorläufig noch bei Ihren Eltern lassen.

Mutter Ada. Sie leben als Frau eines Bahnbeamten auf dem Lande und haben die 70jährige Mutter Ihres Mannes bei sich aufgenommen. Zwischen Ihnen und der Schwiegermutter kommt es zu heftigen Streitigkeiten wegen der Erziehung Ihrer drei Kinder, weil das fünfjährige Löchterchen der bevorzugte Liebling der Großmutter ist.

Das ist für Sie wirklich eine schwierige Lage. Ihr Mann begeht einen großen Fehler, wenn er, um seine Ruhe zu haben, immer nur erklärt, er verstehe nichts von Erziehung und wolle nichts damit zu tun haben. Ohne die der Mutter zu schuldigen Erfurdt zu verleben, könnte er als Sohn am besten mit ihr darüber sprechen. Er muß sich doch darüber klar sein, daß es für die Kleine direkt schädlich ist, wenn sie von der Großmutter immer in Schuß genommen wird, sobald die Mutter sie schelten muß. Kinder lernen sehr schnell, den einen gegen den andern auszuspielen, und wenn die Autorität erst einmal untergraben ist, verliert die Erziehung ihren entscheidenden Stützpunkt. Etwas besser wird es ja werden, wenn das Kind zur Schule geht; dann kann vielleicht auch der Lehrer mit Ihrem Mann in Ihrem Sinn sprechen. Zedenfalls haben Sie als Mutter volles Recht, für eine richtige Erziehung Ihres Kindes zu sorgen; Sie werden aber mit Güte und Ruhe weiterkommen als im Streit.

P. K. Sie haben einen sechzigjährigen Onkel, der sich mit einer dreißigjährigen Witwe verlobt hat, und sind empört über diese „Lächerlichkeit“.

Ich bin erstaunt über das Maß an Heftigkeit und Zorn, mit dem Sie Ihren Onkel verurteilen. Sollten da nicht persönliche Motive im Spiel sein? Schließlich ist doch Ihr Onkel nun wirklich in einem Alter, wo man wissen muß, was man tut, und auch die Braut ist doch kein junges unerfahrenes Mädchen mehr. Den Gefallen, „dem alten Herrn ein Licht aufzutecken“, kann ich Ihnen leider nicht tun; die Interessen, auf die Sie offenbar Wert legen, müssen Sie schon selber vertreten.

Lauchstädtner Brunnen

Altberühmte Heilquelle zur Förderung der Gesundheit

Zu Haustrinkkuren

Wohlschmeidend und erfrischend

Lauchstädtner Brunnen ist zu beziehen durch Apotheken, Droghandlungen und Mineralbrunnengeschäfte oder durch den
Brunnenversand der Heilquelle zu Bad Lauchstädt. — Brunnenschriften und Heilberichte kostenlos.

Den Zeitverhältnissen entsprechend ist der Lauchstädtner Brunnen billiger geworden. Es wird auch keine Mineralwassersteuer mehr berechnet.

Seit mehr als 200 Jahren geradezu hervorragend bewährt bei

**Rheumatismus, Gicht, Ischias
Blähung, Blaufüße, Müdigkeit, Wassersitz
Husten und schlechtes Blutgefäßhaar**
Bestes Kurgetränk bei
Zähne- und Zahnschmerzen, Oberarmvenenkrämpfe.

Gebirge oder See ..

oder aufs Land? Wohin Sie immer zu reisen beabsichtigen, erst einen Blick in die Rubrik „Die Sommerfrische“. Hier sind jederzeit preiswerte Angebote von Pensionen etc. zu finden.

Beziehen Sie sich bei Bestellungen
bitte stets auf die „Gartenlaube“.



Urlaub zu Hause!



Der tiefere Sinn jeden Urlaubs ist die Erneuerung der Säfte. Dazu muß man nicht weit reisen, das kann man überall und selbst zu Hause machen. Jeden Morgen eine Tasse Dr. Ernst Richters Frühstücks-Kräutertee, kalt oder warm getrunken, das macht schlank u. rank u. erneuert die Säfte. Sie fühlen sich frisch u. wohl u. haben doppelte Freude am Urlaub. Packg. M. 1.80 Kurp. M. 9.- extra stark: M. 2.25 u. M. 11.25 In all. Apothek. u. Drog.

**DR. ERNST RICHTER'S
FRÜHSTÜCKS - KRÄUTERTEE**
„Hermes“ Fabrik pharmazeut. Präparate
München 91 Güllstraße 7

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal. Überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Beilage) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Belegschaftsgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Lesezirkel darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-gelappten Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif. Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen des August Scherl G. m. b. H. Hauptveröffentlichung: Wien, Domgasse 4. Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pieniak, Berlin. — Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einwendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. — Sprechstunden für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung Dienstag bis Freitag 11-1 Uhr. Verlag Ernst Neiss Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig. Druck: August Scherl G. m. b. H., Berlin.



Der Vulkan Klyutschew auf Kamtschatka in voller Tätigkeit

Auf Kamtschatka, der ostsibirischen Halbinsel, befinden sich heute noch 21 tätige Vulkane, wovon der Klyutschew der größte der Welt ist. Er erreicht eine Höhe von 4804 Metern und ist zu zwei Dritteln mit Schnee bedeckt. Kamtschatka ist ein naßkaltes Gebirgsland, das vom Festland durch eine weite, ebene Moossteppe getrennt wird. Das Klima ist, hauptsächlich im Norden, weit kälter als unter gleicher Breite in Europa. Besonders gefürchtet ist der Schneesturm, Purga genannt. Es gibt zahlreiche Seen und kalte und warme Quellen. An den Ufern der Flüsse, die befahrbar und fischreich sind, liegen einige kleine Dörfer. Die Bevölkerung beträgt nur 10 000 Seelen (auf eine Quadratmeile 0,01 Einwohner); sie ernährt sich fast nur von Fischfang und Jagd. Ihr einziges Haustier ist der wolfsähnliche, langhaarige Hund, den man zur Jagd und zum Schlittenziehen gebraucht. Der Hauptort und Sitz der Regierung ist Petropawlowsk am Beringsmeer mit 1000 Einwohnern. Ostsibirien ist außerordentlich kulturreich, und die Reisen sind infolge Kälte, Schnee, Schneesturm und mangelnder Unterkunft maßlos schwer.

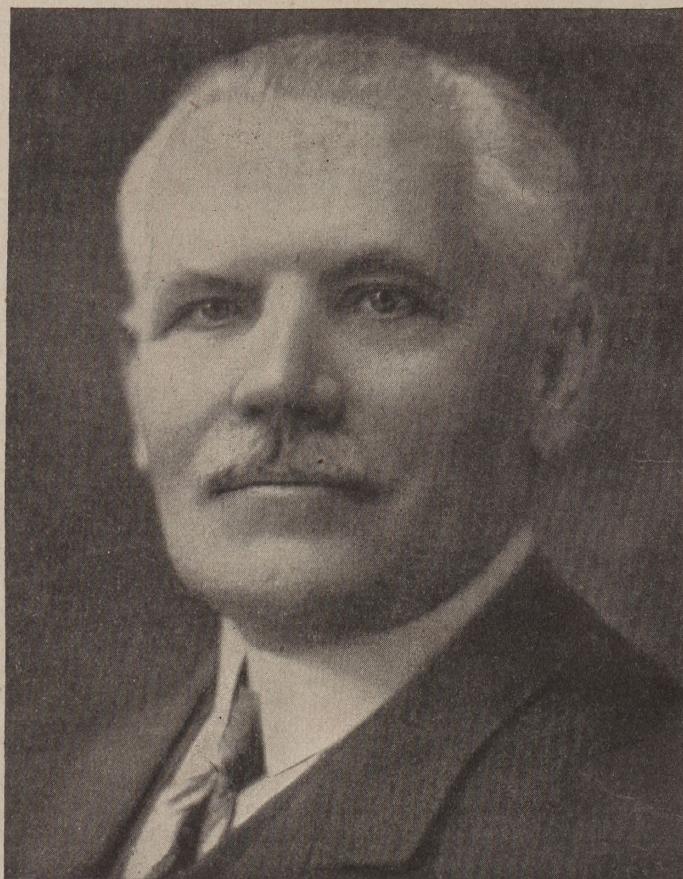
Aufn. Eöter Blenda Nordström



Reichskanzler **v. Papen** wurde zum Reichskommissar für Preußen ernannt. Mit seiner Vertretung und der Wahrnehmung der Geschäfte des preußischen Innenministers wurde der Oberbürgermeister **Bracht** (Essen) betraut.

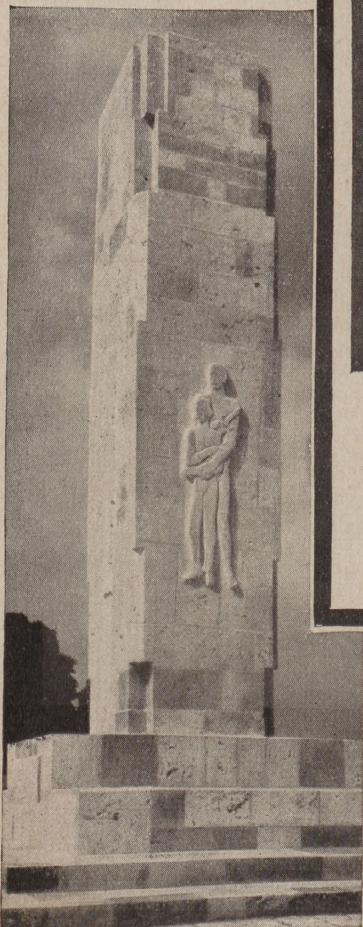
Für Groß-Berlin und die Provinz Brandenburg wurde der Ausnahmezustand verhängt und die vollziehende Gewalt für dieses Gebiet dem Generalleutnant von Rundstedt übertragen. Das Amt des Polizeipräsidenten von Berlin erhielt der frühere Essener Polizeipräsident **Melcher**.

Von links nach rechts: **Bracht**, **v. Papen**, **v. Rundstedt**, **Melcher**



Robert Schanz †

seit über 40 Jahren geschäftsführender Direktor unserer Zeitschrift, die ihre große Entwicklung seiner rastlosen Tätigkeit mit in erster Linie zu verdanken hat, starb kurz vor seinem 70. Geburtstag. Der Verstorbene gehörte dem Vorstand der Firma August Scherl G. m. b. H. seit dem Jahre 1912 an



Ein Ehrenmal
von strenger Form,
die ihm Professor Edwin
Scharff (ein gebürtiger
Neu-Ulmer) gab, ist für
die Weltkriegsgefallenen
von Neu-Ulm auf der
Donauinsel vor Ulm er-
richtet worden

Aufn. Richard Dick

Zum Reichskommissar
für den Freiwilligen
Arbeitsdienst
wurde der Präsident der
Reichsanstalt für Arbeits-
vermittlung und Arbeits-
losenversicherung
Dr. Syrup ernannt

Aufn. Scherl

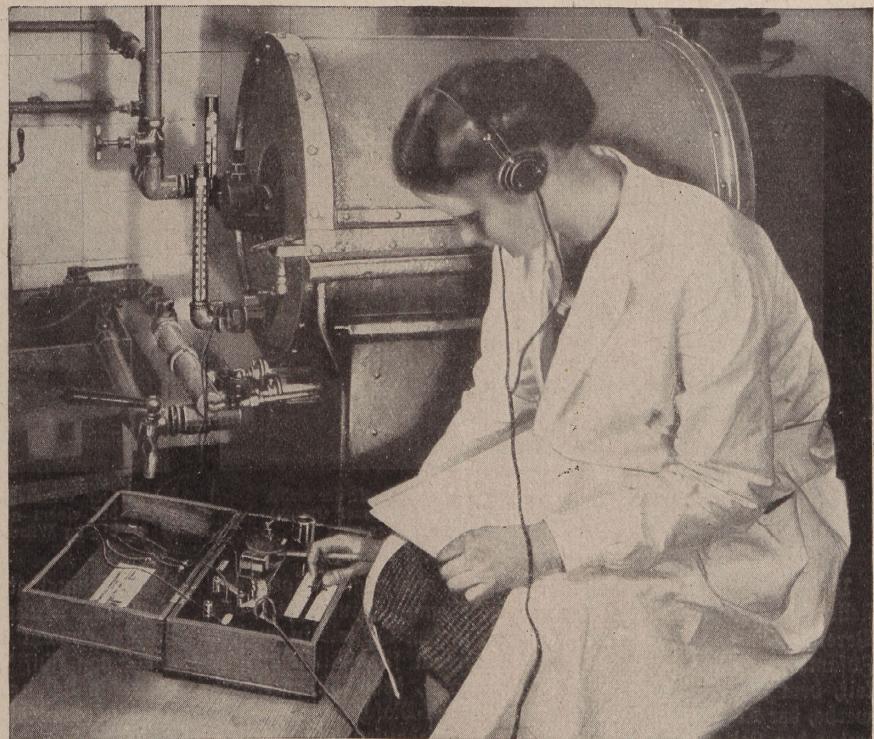


Richtig waschen - eine neue Wissenschaft

Von Heinrich Kluth

Seit Jahrhunderten — wahrscheinlich aber sogar schon seit Jahrtausenden — kennt man Methoden zum Reinigen der Wäsche, die sich als ungeschriebene Gesetze von Mund zu Mund weitervererbt haben und nur in den seltensten Fällen abgeändert wurden. Gewiß, die ungeheure Entwicklung der Technik hat auch hier Verbesserungen gebracht, indem zum Beispiel Wasch- und Wringmaschinen erfunden und besondere Waschmittel ausgearbeitet wurden. Aber am Prinzip des Waschens selbst wurde kaum etwas geändert. Dabei stützte man sich — wie man so schön zu sagen pflegt — auf „bewährte Erfahrungen“, deren Verbesserung selbst durch wissenschaftliche Untersuchungen mit hochtrabenden theoretischen Erklärungsversuchen für unmöglich gehalten wurde.

Eine durchaus verständliche Ansicht. Denn daß eine Hausfrau, die seit Jahr und Tag den Waschvorgang praktisch kennengelernt hat, mehr von dem Wesen des Waschens verstehen muß als der mit Formeln, graphischen Darstellungen und Laboratoriumsgeräten vertraute Wissenschaftler, ist wohl kaum zu bestreiten.



Beim Erforschen des Spülvorganges in der Waschmaschine wird die Laugenkonzentration nach einem neuen Verfahren auf elektrischem Wege bestimmt, indem die Leitfähigkeit mit Hilfe der Wechselstrom-Meßbrücke „abgehört“ wird

Außerdem ist das Waschen etwas so Alltägliches, daß es die zünftige Wissenschaft — wie man meinte — mit Recht ablehnte, sich mit diesen Fragen ernstlich zu beschäftigen. Das war lange Zeit die Ansicht. Denn in den letzten Jahren hat man eingesehen, daß die Wissenschaft mit den exakten Untersuchungsmethoden auch alltägliche Dinge noch verbessern kann, wenn sie sich ihrer Probleme annimmt. Man will jetzt nicht mehr nur den Produktionsvorgang wirtschaftlicher gestalten, sondern man hat erkannt, daß es wirtschaftlich auch wichtig sein kann, wenn man sich darum kümmert, wie die Produktion dem Volksvermögen erhalten bleibt.



Agfa fesselt die fliehende Zeit

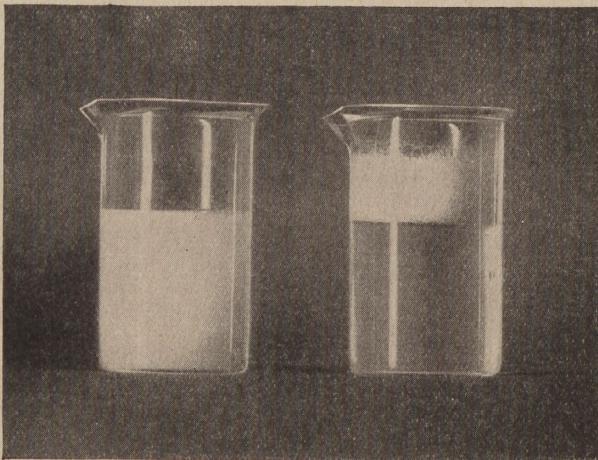
Wie die Zeit vergeht! Ihr Tempo erscheint langsamer, sinnvoller, sobald man das eigene Dasein und die Lebensabschnitte der Menschen, die man liebt, an Hand von Bilddokumenten rückschauend betrachten kann.



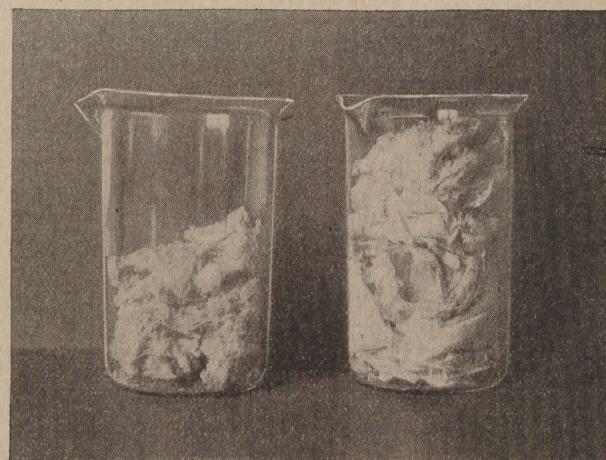
Agfa-Strahlenkrone.

Agfa wählen heißt **wertvoller photographieren**. Die **weltbewährten Agfa - Apparate** sind erhältlich in den Hauptpreislagen: **RM 13.05, RM 14.85, RM 32.40, RM 37.80**. Dazu die unbedingt zuverlässigen **Agfa - Isochrom - Films und - Platten**.

Sie nützen sich selbst, wenn Sie die Geschäfte mit der Agfa-Strahlenkrone am Schaufenster bevorzugen, denn beim autorisierten Agfa-Händler erhalten Sie alle Agfa-Artikel stets frisch und in einwandfreier Beschaffenheit.



Der Kalkgehalt des harten Wassers bildet mit der Seife beim Spülen Kalkseife, während weiches Wasser (rechts) die Seife völlig auflöst und Schaum erzeugt



Der Wäschefaserinhalt dieser beiden Bechergläser wurde bei einem normalen, aber schlechten „Waschgang“ aus 6½ kg Wäsche durch Reiben und Zerren herausgewaschen

Und da hat man gerade beim Waschen recht eigenartige Feststellungen machen müssen. In der Abteilung „Heimtechnik“ des Vereins Deutscher Ingenieure sind auf diesem Gebiete in engster Zusammenarbeit mit dem Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit, dem Staatlichen Materialprüfungsamt, dem Wäscherei-Gewerbe, der Textilindustrie und der Wäscherei-Maschinen-Industrie unter der Leitung von Dr.-Ing. Mengeringhausen außerordentlich interessante Versuche durchgeführt worden, deren erste Ergebnisse jetzt vorliegen.

Um wirklich einwandfreie, objektiv richtige Unterlagen zu erhalten, wurde zunächst eine Methode ausgearbeitet, mit der man den Reinigungsgrad eines „Waschganges“ — so nennt man wissenschaftlich den Waschtag — feststellt. Durch photometrische Vergleiche der ungewaschenen und gewaschenen Wäsche ist man in der Lage, den Reinigungseffekt prozentual zu messen. Unendlich anmutende Zahlenreihen gestatten so wissenschaftliche Auswertung des Materials, das auf Grund zahlreicher „Waschgänge“ gesammelt wurde. Das Waschen selbst wurde von einer bewährten Wäschefrau durchgeführt, der man — nachdem sie ihre, aus der Praxis heraus entwickelte Methode beweiskräftig und oft genug angewendet hatte — kleine, unscheinbare Abänderungen vorschrieb. Bis man eine günstigste Methode des Waschens ausknobelt hatte, die jetzt in allen Gewerbeschulen usw. gelehrt und so im Interesse der Erhaltung des Volksvermögens ins Volk getragen werden soll. Dass diese Methode etwas wert sein muss — auch für die Hausfrau —, beweist die freiwillige Anwendung der wissenschaftlich gefundenen Untersuchungsergebnisse in fast allen großen Wäschereien des Reiches.

Schon die ersten Messungen zeigten, daß es ein wesentlicher Unterschied für die Erhaltung der Wäsche ist, ob beim Waschen weiches oder hartes Wasser benutzt wird. Abgesehen davon, daß bei hartem Wasser viel mehr Seife verbraucht wird, um genügenden Schaum zu erhalten, bildet sich nachträglich in der Wäsche häufig Kalkseife, die den Faden hart und spröde macht. Der Faden „bricht“ dann sehr leicht, so daß die Wäsche schon nach mehrmaligem Waschen wie Zunder zu zerreißen anfängt. Bei einem Vergleich von Wäschestücken, die aus demselben Stoffballen hergestellt wurden und von denen ein Teil in einem Haushalt mit hartem Wasser gewaschen wurde, während Vergleichsstücke unter genauer Kontrolle mit weichem Wasser ebenso oft gewaschen wurden, stellte man fest, daß letztere nach 25 Waschvorgängen noch eine Festigkeit von 83 Prozent hatten, während erstere nach derselben Zahl von Waschvorgängen nur noch eine Festigkeit von 67 Prozent hatten. Nach diesem Ergebnis wird man verstehen können, wenn eine

Statistik ausagt, daß in den letzten Jahren in Deutschland jährlich eine Milliarde Reichsmark für neue Wäsche ausgegeben wurde, obwohl die im Gebrauch befindliche Wäsche nur einen Wert von fünf Milliarden hat. Mit anderen Worten: Könnte man die Lebensdauer der Gebrauchswäsche nur um 20 bis 30 Prozent vergrößern, dann würden dem Volksvermögen Werte von einigen Hundert Millionen Reichsmark jährlich erhalten bleiben. Und das ist immerhin eine Summe, die sich lohnen dürfte. Um diese Summe geht der Kampf der neuen Wissenschaft, die es sich in den Kopf gesetzt hat, das Wäschewaschen zu verbessern. Selbst auf die Gefahr hin, sich den ewigen Zorn der Hausfrauen aufzuladen.

Aber das weiche Wasser allein tut's natürlich auch nicht. Vor allem sollte man jedes Reiben und Zerren der Wäsche beim Waschvorgang unterlassen. Das Waschbrett und das Bringen mit der Hand müssen die beste Faser nach geraumer Zeit vernichten. Der Faserverlust eines Waschganges mit ungünstigen Mitteln kann das Gewicht der Wäsche schon um zehn Prozent verringern. Was das bedeutet, wird jeder einsehen, wenn man sich einmal vorstellt, daß man selbst plötzlich um zehn Prozent leichter werden sollte! Ein Effekt, den die besten „Schlankheitsbäder“ nicht erreichen dürfen, weil die Folge organische Störungen sein müssten. Aber der Wäsche traut man einen solchen Gewichtsschwund bedenkenlos zu.

Mit den Waschmitteln sollte man nach den vorliegenden Untersuchungen im Interesse der Wäsche nicht gar zu sparsam umgehen. Denn jeder Seifenlauge kommt nur ein bestimmter Reinigungseffekt zu. Wäscht man in derselben Lauge z. B. Wäsche doppelte Zeit, dann ergibt sich während der zweiten Hälfte nur noch eine Steigerung des Reinigungseffektes um 20 Prozent. Nimmt man dagegen in der zweiten Hälfte eine neue Lauge, so beträgt der Reinigungseffekt in derselben Zeit 140 Prozent! Ein ganz gewaltiger Unterschied, der zum Nachdenken veranlassen sollte.

Wichtig ist vor allem das richtige Einweichen der Wäsche, durch das man 50 Prozent der Waschzeit einsparen kann. Vor allem sollte man niemals vergessen, dem Einweichwasser je Eimer zwei Esslöffel feine Soda hinzuzufügen. Das Einweichwasser darf auch nicht einfach abgelassen werden, sondern die Wäsche ist herauszunehmen und vorher gut durchzuspülen. Um die Bildung von Kalkseife zu verhindern, sollte man die Wäsche nach dem Waschen in möglichst heißem Wasser spülen.

Das alles ist — so wird vielleicht manche Hausfrau sagen — wirklich nicht neu. Und doch haben Beobachtungen gezeigt, daß die hier angeführten Punkte noch in vielen Haushaltungen vernachlässigt wurden und werden.



Bei der mikroskopischen Untersuchung der einzelnen Fasern (von Ing. G. Villwock) erkennt man deutlich, daß die richtig gespülten Fasern sauber sind, während sich an den in hartem Wasser falsch gespülten Fasern verhärtete Kalkseife abgesetzt hat

Nr. 30

1932

Die Gartenlaube

"Die Welt der Frau"
"Vom Fels zum Meer"

* Illustriertes Familienblatt *

Begründet im Jahre 1853
von Ernst Keil in Leipzig

Weit ist der Weg zueinander

Roman von Jenny Sattler-König

12. Fortsetzung

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G.m.b.H., Berlin

Maren hilft Arnold selbst über die Situation hinweg, lacht verschmitzt über den Tisch hinüber und winkt mit den Augen nach dem Apfel. „Bitte: Apfel!“ sagt sie — und läßt sich wie ein braves Kind mit den Apfelschnitten füttern. Arnold fasst eine Verzweiflung wie noch nie. Es ist so süß, hier zu sitzen und das Kind zu betrachten, das mit nun glühenden Wangen, denn die beiden Hände haben auf den Backenknochen große rote Flecken hinterlassen, und lachenden Augen Apfelschnitte ist. Das gelbe Kleid mit der bunten Stickerei macht eine mutwillige Falte, so daß man ein wenig von dem zarten Brustansatz erblicken kann, und die große dunkle Locke hängt unmanierlich in die erhitzte Stirn — so, wie er es eigentlich nicht recht leiden kann. — Soll ihm sein ganzes Glück entgehen um der französischen Sprachkenntnisse irgendeiner Mädchenunterprima oder um der Bücherschäze einer alten Bibliothek willen, die auch trotz dieses unmanierlichen Mädchens hier gut und gerne weiterbestehen würden?

Er fasst noch einmal Mut und beginnt: „Fräulein Ettring, ich will ganz ehrlich sein: Ich sitze hier, um Ihnen einen Heiratsantrag zu machen! Ich weiß alles, was Sie mir antworten wollen, — Sie können es sich aber ruhig schenken!“ beschwichtigt er, als sie auffährt. „Ich vermag sehr schlecht in solchen Dingen mich auszudrücken, aber es ist nun mal so: Ich habe das ganz starke innere Gefühl, daß wir beide füreinander geschaffen sind. Ich habe das sofort gehabt, als Sie sich neulich versehentlich neben mich in den Hörsaal setzten und dann erst in der Vorlesung erkannten, daß es nicht der richtige war. Bitte, überlegen Sie sich das alles, ehe Sie sogleich nein sagen!“ — Er schweigt und denkt: Das war die dümmste und schlechteste Rede, die du in deinem ganzen Leben gehalten hast, und banal war sie auch noch!

Nun verhält Maren sich still; die ganze Sache ist ihr mit einem Male unheimlich geworden. Sie mag Arnold Wege-ner tatsächlich ausnehmend gern, und sie hat in Gedanken schon hier und da damit gespielt, ihn als den Ihren zu betrachten, aber nun ist sie doch verwirrt. „Wir müssen

das noch mal besprechen“, sagt sie flügig. „Heute früh habe ich daran ja noch gar nicht gedacht, und jetzt muß ich gleich fort.“ — „Nein“, erwidert Arnold, „etwas müssen Sie mir antworten! Sie wissen doch: Ich kann nur noch bis morgen hierbleiben. Meine Ferien sind abgelaufen, meine Arbeiten hier habe ich erledigt. — Jetzt verreise ich erst noch für einige Zeit nach Frankfurt, um da einem Klienten in einer schwierigen Angelegenheit beizustehen, und dann fange ich wieder zu Hause an.“ — Maren beginnt sich zu ärgern: Welch eine Idee, sie hier aus ihrer schönen Ruhe aufzustören und sie vor einer so schwerwiegenden Frage zu stellen! Sie mag ihn nicht abweisen, denn sie hat ihn wahrhaftig sehr gern, und gerade er gefällt ihr gut, dieser große, gutgebaute Mann mit den gelassenen Bewegungen, der leichten Zurückhaltung in all seinem Tun und dieser — dieser wohltuenden Bürgerlichkeit in Wesen und Haltung. — Sie schätzt nämlich männliche Genies nicht; die Unberechenbarkeit scheint ihr bei der Frau besser aufgehoben. — „Ich hab' jetzt überhaupt keine Zeit mehr“, sagt sie ungeduldig und springt auf. „Wir können ja morgen noch mal zusammen essen!“ — „Sie müssen etwas antworten!“ beharrt Arnold. Sie stehen sich jetzt gegenüber und schauen sich starr und feindlich in die Augen. Doch Maren liebt so etwas nicht; sie beginnt, den Mund zu verzieren und mit den Augen zu lachen. Arnold tut das gleiche; er kommt sich schon lange lächerlich vor. Rasch, fast atemlos sagt sie dann: „Wissen Sie, ich mache jetzt meinen Doktor! So lange müssen Sie sich auf alle Fälle gedulden.“ — „Und dann?“ fragt er gespannt. — „Dann, dann kommen Sie her! Wir feiern das große Ereignis und — besprechen vielleicht all diese Dinge noch einmal!“ beschließt sie errötend und schießt davon. —

Er blickt ihrträumerisch nach. — Vielleicht hätte ich ihr eben einen Kuß geben sollen! denkt er dann, sehr unzufrieden mit sich selbst. Schließlich aber gewinnt eine unbändige Freude die Oberhand. Er wandert ruhelos durch die Straßen und kauft wahllos allerlei anmutige Dinge für Maren — seine Maren? — ein.

Auch für Maren scheint der Rest dieses Tages in eine große und unwahrscheinlich schöne Freude getaucht zu sein. Sie wandelt wie träumerisch durch die langen Gänge des Universitätsgebäudes, die, da es nun dem Abend zugeht, sich schon wieder mit einer Fülle dämmernder und blässer Schatten zu beleben beginnen. — Sie ist sich nicht völlig klar über alles, was geschehen ist; vieles ist ja auch nicht ausgesprochen worden. — Im Grunde mag Maren unausgesprochene Dinge nicht leiden. Alles muß klar und reinlich vor einem stehen, man muß ihm mit festen, runden Ausdrücken zu Leibe gehen können — selbst, wenn man sich davor schämt —, und es müssen feste, klare Gedanken dahinterstehen. Heute hat sie es sich gerade einmal anders gewünscht; sie hat Angst davor gehabt, daß Arnold mehr sprechen, mehr sagen könne; denn da war diese süße, diese beseligende Scham, die einem das Blut in die Wangen trieb und einen auf eine geheimnisvolle Weise still und innerlich regungslos machte. —

Sie geht in diesem gelösten Glücksgefühl durch die Gänge, mit dem ihr eigenen heiteren und freien Schritt, und singt ganz, ganz leise den Namen Arnolds vor sich hin. „Arnold Wegener — Arnold Wegener“, das hat Rhythmus, das ist geschlossen und doch bewegt; man muß es liebhaben. Maren ist sich plötzlich bewußt, daß sie es von der ersten Minute an liebgehabt hat. —

Sie findet sich erst in den Tag zurück, wie sie in dem hell erleuchteten Saale des Psychologischen Instituts im Kolloquium sitzt, das jede Woche einmal für die älteren und die Examensemester abgehalten wird, und sich hier einem jener wichtigstuerischen Dauerredner gegenüberfindet, deren Typus ihr aus ihrem Universitätsleben nun schon wohlbekannt ist. Ihr ist, als sei sie von der überirdischen Woge des Glücks, die sie so ganz und gar in sich aufgenommen hatte, plötzlich gewaltsam und treulos an ein steiniges Ufer geworfen worden. Sie blickt sich ernüchtert in dem großen, niedrigen Saale um, der rings mit stillen Menschen gefüllt ist, die in der Mehrzahl, wie sie, ihren Gedanken nachgehen oder auch mit höflich aufmerksamen Gesichtern dem Redner lauschen, der eine feuchte Spur auf seiner Stirn vergeblich mit dem Taschentuche zu trocknen bemüht ist. Ja, es ist entsetzlich heiß hier oben! Man befindet sich im obersten Stockwerk der Universität, und auf den flachen Scheiben des glasgedeckten Saales hat die heiße Sonne des letzten Mais den ganzen Tag über ungehemmt gebrütet. Zu diesem allem merkt Maren, daß sie hungrig und durstig ist. Sie hat zwar vorhin, in der Kantine unten, rasch ein wenig gegessen, aber es mag doch nicht genügend gewesen sein. — Dies alles jedoch wäre belanglos und leicht zu ertragen, schöffe nicht plötzlich ein Gedanke in ihr auf, der so ungeheuerlich ist, daß ihr alles Blut aus dem Gesicht weicht. — Ihre tiefe Blässe fällt sogar dem Studenten auf, der schräg hinter ihr an der langen Arbeitstafel sitzt und mit gedankenlosen Blicken den weichen Linien ihres beweglichen Profils nachgeht.

Die Sache kommt so: Maren versucht, sich Arnolds Gesicht zu vergegenwärtigen; dieses bartlose Antlitz mit den dichten, dunklen Brauen, die fast über der Nase zusammenwachsen, und dem Kinn, das eigentlich ein wenig unbestimmt und weich ist. Doch mit einem aufsteigenden Missbehagen bemerkst sie, daß es ihr nicht möglich ist, seine Züge vor ihrem inneren Auge festzuhalten. Immer wieder entgleiten sie ihr, und stets schiebt sich ein anderes Gesicht dazwischen, das sie abzuwehren bemüht ist. Erst scheint es ihr noch unbestimmt und schwankend, aber plötzlich fühlt sie, wer da zwischen ihnen steht: Ferry Hansen. — Sie sieht seine bronzenen Stirn aufleuchten, sieht deutlich die scharfen dunklen Falten über der Nasenwurzel und hört sein eigenümliches leises Lachen.

Seit Maren mit Ferry gebrochen hat, hat sie ihn noch

niemals wieder herbeigesehnt. Das alles ist gewesen: Punktum, Streufand drüber! Wenn sein Gesicht einmal so wie heute vor ihr auftauchte, hat sie gelächelt, ein bißchen glücklich, ein bißchen peinlich, und dann auch wieder ein bißchen stolz geheimnisvoll: Sie ist trotz aller Biederkeit eben doch ein modernes Mädchen, wenn es ihr auch keiner ansehen mag. Und das schien so in sicherer Ferne ganz schön und gemütlich. — Heute jedoch will sie Ferry nicht, nein, absolut nicht; sie will Arnold und ist für diesen völlig entschieden. — So wehrt sie unmutig das Bild des anderen ab und ist damit so bemüht, daß sie gar nicht spürt, wie die innere Gefahr wächst. — Aber mit einem Male ist das Unglück doch da: Maren denkt etwas, was sie erblassen macht und was sie von da an keine Minute wieder verläßt! — Es ist nicht zu leugnen, daß damals mit Ferry Dinge vorgefallen sind, die nicht hätten vorfallen dürfen. Diese Dinge, ja, man muß gleich ganz ehrlich sein, sie stehen zwischen ihr und Arnold. Er — sie weiß es ganz genau — ist bestimmt einer, der es ernst nimmt! Er ist nicht modern und tut auch nicht so dummkopfig modern wie andere, er würde nicht darüber hinwegkommen. Und wenn er doch darüber wegkäme, dann hat Maren keine Lust, das so — so als Geschenk hinzunehmen! Herrgott, es ist eine unverzeihliche Dummkheit gewesen, so entsetzlich leichtsinnig und dummkopfig! Daß sie daran in diesen vier schönen und verheizungsvollen Wochen so gar niemals gedacht hat!

Sie sitzt totenbläß auf ihrem Platz, schaut gerade vor sich hin, und es ist ihr, als hätte sie mit einem Male zu atmen aufgehört. — Sie weiß nicht, wie lange das alles noch gedauert hat. Auf einmal befindet sie sich draußen, irgendwo, auf einer Bank im Park, sieht nicht die Liebespaare, die flüsternd vorbeiwandeln, achtet nicht der liebeshungrigen Galane, die sie umstreichen. Todmüde ist sie und tief, tief unglücklich; sie, die vor ein paar Stunden noch so ungeheuer glücklich gewesen ist.

Erst sehr, sehr spät erhebt sie sich endlich. Es ist nun beschlossene Sache, daß es mit Arnold kein Wiedersehen mehr geben kann. Gleich jetzt wird sie ihm noch einen Brief schreiben, und dann wird sie bis zu seiner Abreise sich unsichtbar machen; denn, wie schon gesagt, sie sieht ein, daß es so, wie die Dinge liegen, keine Ehe zwischen ihnen geben kann, und Almosen der Liebe nimmt sie auch nicht — nein! — Mag er sich nur so ein braves Dingelchen von dort nehmen! — „Dort“ schwebt ihr sofort vor als ein schnurgerader Garten voll spießiger, nicht gerade sehr schöner, aber unendlich braver Mädchen. —

* * *

Zu seinem unendlichen Erstaunen wird Arnold am andern Vormittag ein Brief von Maren überbracht. Er ist eben dabei, seine Anzüge im Koffer zu verstauen. Mit Zärtlichkeit so angefüllt, daß er ihr irgendwie Ausdruck verleihen muß, breitet und faltet er Beinkleider und Westen mit so inniger Liebe, wie er bisher noch niemals Kleidungsstücke in ein Reisebehältnis verstaut hat. Er pflegt dergleichen Obliegenheiten sonst zwar sorgfältig, aber ohne Seele zu erledigen. — Um die Mittagsstunde will er Maren wieder in der Universität abholen und hat in diesem Vorfall bereits seit dem Vortage eine stille Vereinbarung mit ihr erblüht. Wozu nun der Brief? Gehört sie zu den Leuten, die immer Briefe schreiben müssen? — Er reißt den Umschlag auf und erblickt einen sonderbaren Text. Da steht:

„Lieber Arnold Wegener! (Es ist furchtbar schwer, eine richtige Anrede zu finden, und ich weiß wirklich keine bessere!)

Sie werden sich gewiß sehr wundern, daß ich Ihnen heute schreibe, aber wenn Sie gelesen haben werden, was es ist, werden Sie mich bestimmt verstehen. — Wie ich im ersten Semester war, war ich in Wien mit einem sehr guten

Freunde zusammen. Wir waren furchtbar verliebt ineinander, und wir wollten uns damals auch heiraten. — Später wollten wir uns nicht mehr heiraten; es würde hier zu weit führen, wenn ich Ihnen erklären wollte, warum. Das ist ja eigentlich auch ganz gleich.

Und nun habe ich in den letzten Wochen wirklich niemals daran gedacht" (das „wirklich niemals“ ist dick unterstrichen), „dass Sie gewiss anders über so etwas denken würden als ich damals. — Offen gestanden hab' ich auch gar nicht gemeint, dass Sie sich in mich wirklich verliebt haben und mich heiraten möchten!

Ja, und da werden Sie gewiss verstehen, dass Sie mich nun niemals wiedersehen können! Nachdem ich Ihnen das alles gesagt habe, kann ich“ (ich‘ dick unterstrichen) Sie keinesfalls wiedersehen. Bitte, versuchen Sie auch nicht, mich irgendwo zu treffen! Es ist mir zu peinlich! — Aber ich finde, ich müsste Ihnen das sagen!

Ach, es ist ja alles so schwer, und die männlichen Ehrbegriffe sind so schwerfällig und so dumm! — Ich bereue es übrigens auch gar nicht; ich denke eben anders über solche Sachen!

Wir haben zusammen sehr schöne Stunden verlebt. Ich muss das sagen, wenn es auch sehr banal klingt. — Leben Sie wohl!

Ihre Maren Ettering.“

Es muss gesagt werden, dass Arnold Wegener beim Lesen dieses Briefes nicht die Fassung behält, die man von ihm hätte erwarten sollen. Er würde sehr gern lachen, wenn es ihm möglich wäre, aber er bleibt tiefenst, wendet, nachdem er zu Ende gelesen hat, den Bogen und beginnt ihn von neuem wieder zu überfliegen. Das treibt er so zweimal, dreimal. Dann setzt er sich auf den Betrand und blickt vor sich hin. — Wenn er ganz richtig gelesen und verstanden hat, dann hat Maren damals ihre Reinheit eingebüßt, damals in Wien! Da mögen ja schöne Sachen vorgekommen sein! Dieser Wicht der, der da in Wien! Er ballt die Faust und blickt düster vor sich hin. So sitzt er kurze Zeit, bis er die Hand öffnet, sie kopfschüttelnd betrachtet und spöttisch über sich selbst den Mund verzieht. Wahrhaftig, wie der erste, beste Haushahn hat er sich eben benommen — unbestimmte Eifersucht und das peinliche Gefühl des Um-sein-Recht-Betrogenseins sind seine erste Regung gewesen! Und dabei hatte er sich hundertmal in der Theorie gesagt, dass ein jeder mit sich selbst anfangen möge, was ihm beliebe! Er hat in Gedanken der Frau hundert Rechte eingeräumt, die der Mann ja schon seit langem besitzt, und er hat als einzige Verantwortung die des einen Geliebten gegenüber dem andern anerkannt. — Um ehrlich zu sein: Bisher hat er sich noch niemals einen Gedanken über Maren's Stellung zu diesen Fragen gemacht! Er hat sie ganz einfach so genommen, wie sie ihm erschien. Aber nun, was ist nun anders, bitte?! — Arnold seufzt befreit auf und lächelt. Es ist wunderbar, darüber hinweg zu sein! Wie beschämend, auch nur eine kurze Zeit Maren nicht so geliebt zu haben, wie man sie doch nun einmal lieben muss!

Er nimmt den Brief wieder auf und liest ihn wieder und wieder durch. — Er beginnt sich jetzt ernsthaft mit der Person des Verflossenen zu beschäftigen. Wie mag er wohl ausgesehen haben? Um sich selbst zu erhöhen, versucht er, ein möglichst günstiges Bild des Nebenbuhlers zu entwerfen. Aber Ferry Hansen lässt sich nicht rufen, er bleibt ein nebelhafter Schemen. —

* * *

Arnold Wegener ist sehr im Irrtum, wenn er meint, diese Sache, die er da auf seinem Betrand überdacht und so rasch zum guten Ende gebracht hat, sei leicht aus der Welt zu schaffen! Münchten! Zu diesem Aus-der-Welt-Schaffen gehören nämlich zwei, und Maren, die eben diese

zweite Person ist, lässt sich an diesem Tage durch keine, aber auch gar keine Anstrengung herbeischaffen. — Sie ist und bleibt verschwunden, sooft Arnold auch versucht, sie in ihrer Wohnung oder an irgendeinem anderen Orte anzutreffen, an dem man sie vermuten könnte. Er beginnt alle Mauern zu hassen, die sich hindernd zwischen ihm und sie stellen, und er betrachtet alle Menschen, mit denen er heute in dieser Angelegenheit zu tun hat, mit finstrem Argwohn. Es ist klar, dass sie alle Befehl haben, Maren zu verleugnen: sowohl die kleine, alte Wirtin, die ihm mit ihrer hohen, brüchigen Stimme immer wieder versichert, Fräulein Ettering sei nicht daheim, sie befindet sich wohl im Institut, und ihm dann, wenn er sich wendet, mit einem indiscreten Lächeln nachschaut; wie auch der dicke Institutediener, der ihn jedesmal bittet, einen Augenblick Platz zu nehmen, und dann mit aufreizender Langsamkeit sich auf den Weg macht, um Maren zu suchen. In all den vielen Zimmern des Instituts ist sie niemals zu finden, was ihm der Mann jedesmal wieder mit phlegmatisch fetter Stimme versichert.

Arnolds helle Empörung weicht mit der Zeit ernsthafter Niedergeschlagenheit. Er überdenkt seine Lage. Es ist ganz unmöglich, morgen den Klienten, mit dem die Regelung der Frankfurter Angelegenheit schon seit Wochen vereinbart ist, im Stich zu lassen. Zur Rettung seines Glückes stehen ihm also nur noch einige Tagesstunden und eine lange und unfruchtbare Nacht zur Verfügung. — Er lässt sich schlaflos in einem Café, dem einzigen, das er mit Maren einmal besucht hat, nieder. Hier sitzt er nun, raucht unzählige Zigaretten und starrt unablässig, mit brennenden Augen, zur Tür, durch die sie doch endlich, endlich einmal treten muss! — Von Viertelstunde zu Viertelstunde wächst seine Nervosität. Er behelligt den Kellner mit einer Reihe von Bestellungen, die er teils rasch zu sich nimmt, teils unberührt auf dem runden Marmortisch stehenlässt. Die einen zahlt er sogleich, die anderen lässt er anstecken, so dass zwischen ihm und dem Gefälligen starke Missdigkeiten über seinen Konsum entstehen, die keineswegs zu seinen Gunsten beseitigt werden. Er ist häufig nahe daran, zu gehen, steht auf, greift zum Hut, um dann wieder sich niederzulassen und ungeduldig mit den Fingern auf die Tischplatte zu trommeln.

Schlaflos hat auch das ein Ende. Er steht auf, entschlossen, ein einziges, nur ein einziges Mal noch zu der Wirtin Maren zu gehen und nach ihrem Verbleib zu fragen. — Und dieses Mal hat er mehr Glück: Mit kleinen, listigen Augen, in denen der Triumph des Mehrwissens, des Besser-Orientiertseins funkelt, hält ihm die kleine, alte Frau einen Zettel hin. Es ist Maren's, ach, nun schon so wohlbekannte Handschrift! „Ich fahre nach Berlin zu meinem Bruder“, steht da. „Von da aus schreibe ich Ihnen, wann ich wieder komme. Gruß M. E.“ — Arnold starrt die Alte fassungslos an. „Mit dem Mittagszug“, sagt er ungläubig. „Aber warum haben Sie mir das denn nicht gesagt? Ich war doch kurz vor der Abfahrt dieses Zuges noch einmal hier oben.“

Sein kleines Gegenüber lächelt verlegen. „Ja, Sie müssen wissen, mein Herr, ich habe den Zettel auch erst vorhin gefunden. Ich hatte nämlich abgewaschen — drinne in der Küche —, und da hatte ich aus Versehen das Wischtuch darübergelegt. — Jaaa!“ Sie betrachtet den großen Mann, der da vor ihr steht, mit wohlgefällig abschätzenden Blicken. Arnold jedoch dreht ihr brüsk den Rücken und wendet sich zum Gehen. Plötzlich kommt ihm ein Gedanke: Er kehrt um, springt rasch die wenigen Treppenstufen hinauf, die er schon herabgestiegen war, und steht nun wiederum vor der Frau, die an der Tür stehengeblieben war und sie jetzt erschreckt zuschlagen will. „Nein“, sagt Arnold rauh und hält die Klinke fest. „Ist Fräulein

Ettering oft bei ihrem Bruder in Berlin?" herrscht er dann die Frau an. — „Nein“, lautet die kleinlauten Antwort. — „Was ist dieser Bruder von Beruf?“ geht die Inquisition weiter. — „Arzt.“ — „Wo wohnt er?“ — Die kleine Frau bewegt verneinend ihr weißes Häuptlein hin und her, aber wie sie die sprühenden Blicke Arnolds sieht, der nun so weit ist, daß er ohne weiteres auch einen Mord auf sich laden würde, nur, um Maren's Adresse zu ergründen, duckt sie sich leicht und geht schlurfenden Schrittes in Maren's Zimmer, aus dem sie nach einiger Zeit mit einem zerknitterten Briefumschlag, der wohl schon eine längere Gefangenschaft im Briefkorb hinter sich hat, zurückkehrt. Arnold betrachtet das Papier und wendet es. Gottlob, da hinten sieht er einen blauen Stempel leuchten, der ihm mit geradezu magischen Zeichen das zu künden scheint, was er wünscht. — Er würdigt die Frau keines Blickes mehr, läuft mechanisch den Hut und springt in langen, hastigen Säzen die Treppe hinunter.

* * *

Maren befand sich diesen ganzen Tag über in einem tiefen schwarzen Loch von Niedergeschlagenheit. Sie hatte nicht einmal an all das gedacht, was Arnold argwöhnte: etwa daran, ihre Wirtin zu verständigen, oder daran, den dienen Institutsdiener Stephan zur Unwahrheit zu verleiten. — Sie nahm an diesem Morgen lediglich ihre Bücher unter den Arm und ging einmal in ein anderes Institut, um dort zu arbeiten. — Von seiner Existenz mochte Arnold keine Ahnung haben. Ein wenig ablegen, für Unkundige in der Wirnis des Universitätskomplexes kaum auffindbar, bedeutete es für Maren so etwas wie eine überwundene Station. Was hier für das Examen von ihr mitzunehmen war, das sollte sie eigentlich schon im Kopfe haben, und sie überzeugte sich nicht gern davon, daß ihr hier und da noch eine ganze Menge fehlte. Obgleich also Arnold schwerlich ahnen mochte, wo es sich befände, verbrachte das junge Mädchen den ganzen Morgen in der stillen und heißen Hoffnung, daß er es hier aufzutöbern möge . . .

Sucht er Maren und geht das so weit, daß er sogar hier nach ihr forscht, dann ist zu vermuten, daß er in der bewußten Angelegenheit doch keinen so starren Standpunkt einnimmt, wie sie argwöhnt und fürchtet. — Und wenn sie auch weiß, was sie in dieser Angelegenheit zu tun hat, so ist es doch unendlich süß, zu denken, daß er alles in den Wind schlägt und sie, nur sie haben will! —

Es ist eigentlich hübsch hier oben, in diesen drei oder vier großen, dämmrigen Zimmern des zweiten Stockes, inmitten der Bücherwände und der gedämpften Farben! Man ist hier, im Gegensatz zu anderen Arbeitsstätten, sehr für sich allein. Nur da und dort sieht ein stiller Arbeiter an einer der langen Tafeln und schweigt sich gründlich und stundenlang aus. — Aber gerade diese Stille birgt für Maren etwas unsagbar Aufreizendes in sich. Die stillen Wände, die schweigenden Bücherrücken ringsum scheinen ihr mit tausend Stimmen ihr Elend in die Welt hinauszuschreien. Und mit der Zeit steigt ein riesengroßer Zorn auf Arnold in ihr auf, der sich immer mehr verdichtet. Warum quält er sie so? Warum ist er so entsetzlich eng und spießig? Warum muß sie um seinetwillen hier so verzweiflungsvoll sitzen? — Als echte kleine Frau lässt sie nicht die Wahrheit in sich aufkommen, daß ja gerade sie selbst es ist, die die Schuld an der Trennung, am Auseinandersein trägt.

Und dann ist der Entschluß auch schon da. Er kommt ganz plötzlich und ist nicht zu ändern. Er verlangt vielmehr sofortige Ausführung; denn Maren weiß von anderen Reisen her noch ganz gut die ungefährten Abfahrtzeiten der Berliner Züge. — Mit einem heftigen Ruck steht sie auf und verläßt das Institut.

In all dem, was Maren nun tut, ist etwas Schönes, etwas Entspannendes, etwas ungeheuerlich Befreiendes. Es heißt Aufatmen nach all den Stunden gedrückten und beschämten Harrens, wenn man nun eilig am Bankschalter sich mit Reisegeld versorgt, wenn man mit hastigen Schriftzügen der Wirtin Nachricht gibt, wenn man mit unruhigen Händen in den kleinen, glänzenden Handkoffer all die Dinge wirft, die man auf einer mehrtägigen Reise wird brauchen müssen.

Flucht ist nichts häßliches und Beschämendes, nein, Flucht ist hier Tat, ist Absage an Kleinlichkeit, Prüderie und lächerliche Männlichkeit! —

Jedoch dieser Rausch gesteigerter Aktivität hält nicht allzulange vor. Schon im Zuge, wo nun nichts mehr für sie zu tun ist, wo alles um sie herum zu rasen scheint von geladener Energie und nur sie selbst zur Untätigkeit verdammt ist, kommen die bösen Gedanken wieder, um sie zu bedrängen. Scharen-, schwadronen-, regimenterweise rücken sie an; es ist, als wollten sie das schmale Mädchen, das tief in seiner Ecke verborgen sitzt, ganz und gar erdrücken. Noch schlimmer wird es dann in der Autodroschke, die Maren durch das sommerliche Gewühl der Großstadt trägt, die den heißen Tag bereits gemacht wieder von sich abschütteln beginnt.

Die Gestalt Georgs formt sich langsam vor der Schwester innerem Auge, und je näher sie kommt, desto deutlicher wird sie ihr. Dieser redliche Bruder Georg, mit den breiten, kraftvollen Schultern, mit den geraden Brauen im dunklen Gesicht, — kann man ihn wirklich solche Dinge fragen, wie Maren es sich vorgenommen hat? — Sie sieht ihn noch in ihrem kleinen Salon stehen, damals in Wien, mit einem ganz kleinen, misstrauischen Schnuppern der Nasenflügel, und dann sieht sie ihn noch rasch ans Fenster treten, um mit einer unnachahmlichen Gebarde dessen breite Flügel weit zu öffnen. —

Maren zögert immer mehr. Wird man Georg wirklich solche Dinge fragen können, wie sie zwischen ihr und Arnold stehen? Am liebsten kehrte sie noch jetzt um und führe schleunigst dorthin zurück, wo sie hergekommen ist. Jedoch es ist schon zu spät, der Wagen fährt schon hinein in die breite Einfahrt des Krankenhauses und hält unter der milchig-bläulichen Glaskuppel des riesigen Portals. Maren kennt das alles schon. Sie ist vor etwa Jahresfrist mit Ernesta hier gewesen. Sie haben Georg ein bißchen eingerichtet, als er, so jung noch, hier eine Oberarztstelle erhalten hatte. — Es war sehr schön gewesen, sie hatten alle einen kleinen Schwips gehabt, und es müssen da ein paar nette junge Schwestern herumlaufen, die Maren seitdem „Du“ nennen. —

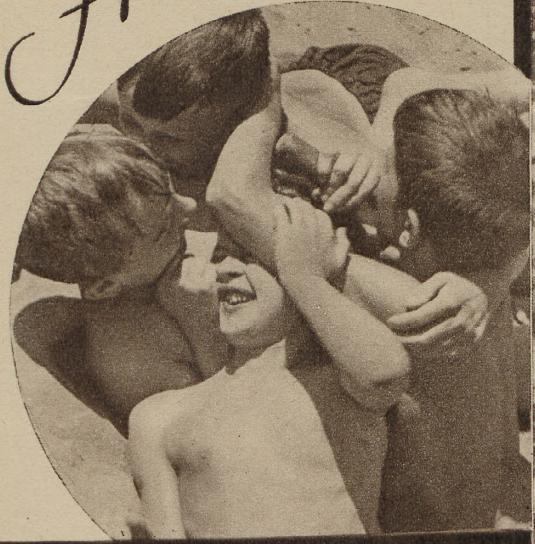
Nun, heute ist nichts von ihnen zu sehen! Ein großes, schlampiges Küchenmädchen führt Maren zu Georgs Zimmer und läßt sie dort in dem hohen, kalten Raum stehen. Es ist dies nicht das Zimmer Georgs, das Maren kennt und das sie damals eingerichtet haben. Hier ist alles weiß, streng und nüchtern; in einer Ecke steht ein Operationsstuhl, den eine spanische Wand nur mangelhaft verbirgt, — in einer anderen freilich befindet sich ein kleiner, sorgsam gerichteter Teetisch.

Endlich stört Georg Maren aus ihren Gedanken auf. Er tritt eilig aus einer Seitentür ein, zieht noch im Gehen den weißen Arztemantel aus und wirft ihn lässig über die Rollwand. „Guten Tag, Kleines!“ sagt er zärtlich und nimmt die Hand Maren's zwischen die seinen. „Das ist aber hübsch, daß du mich mal besuchst!“ — „Es klappte gerade so, Georg“, antwortet Maren leicht. „Ich hab' eine Stunde Zeit; ich will nämlich mal zu Ernesta fahren!“ — Sie wundert sich selbst über diese Worte. Sie hat sie gar nicht sagen wollen; von selbst formten sie sich auf ihren Lippen.

(Schluß folgt)



WASSER- *Freuden*



Aufnahmen Ewald Hoinkis



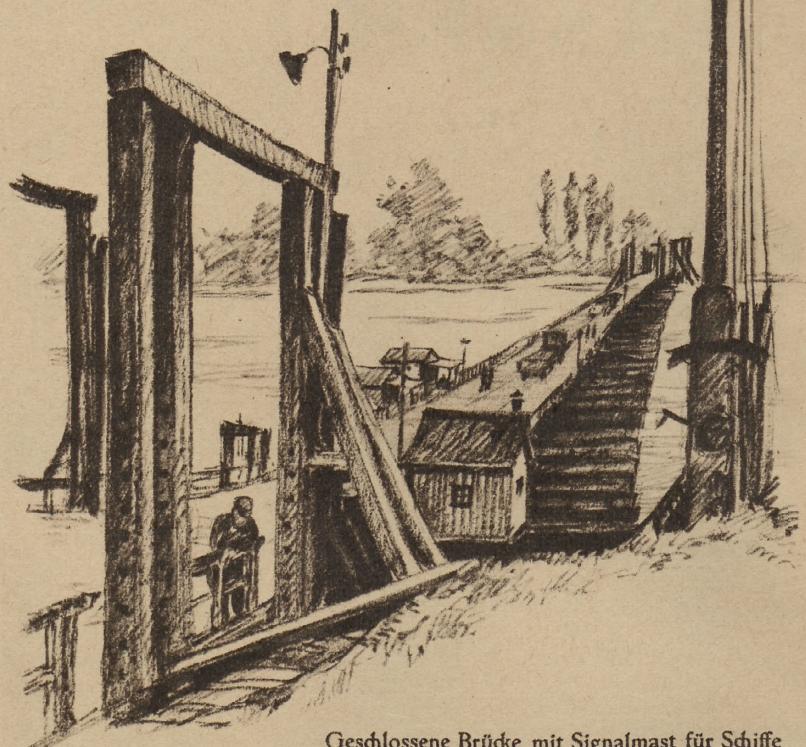
Die alte Schiffbrücke

Von Roland Betsch * Zeichnungen von Karl Graf

Breit und flach liegt die Schiffbrücke auf dem Strom, eine hölzern naive Technik, ein grotesker, plumper Wurm, quer über das Wasser kriechend; gekrümmt und verbogen; halb primitive Notwendigkeit, halb komisches Überbleibsel eines versunkenen Jahrhunderts. Ein behaglicher Odem von Romantik strömt von ihr aus; sie hat die phlegmatische Geste der Postkutschenzeiten, der verträumten, ruhigen Epoche. Mitten im rasenden Tempo unserer Tage liegt sie in den Strom gebettet und hat erstaunlich viel Zeit und unendlich viel Schaffsucht. Während ein Zeppelin in sechzig Stunden nach Pernambuco fliegt und das Radio die Trommelfelle der gesamten Menschheit verbindet, während Vorstöße in den Weltraum gemacht und die Lichtjahre überbrückt werden, hat sie ihren ungeschlachten Wurmleib auf die strömenden Wasser gelegt und zaubert Träume und Versunkenheit, mutet an wie ein verirrter Saurier aus einer sagenhaften Ära und hat bewunderungswürdig gute Nerven. Wer will sie aus der Ruhe bringen! Vielleicht die schäumenden Hochwässer, die im Frühjahr von den Bergen niederbrechen, den Strom gewaltig füllen und ein grandioses Schauspiel wilder Besessenheit geben; oder der Eisgang, der vernichtend zu Tal treibt, in gewaltigen Blöcken sich vor den zitternden Pontons stauend, und die Zerstörung mit sich führt? Gewiß, das sind aufregende Zeiten für die Schiffbrücke. Da wird sie ängstlich und schwach; da bebt es in ihrem hölzernen Gefüge, und die eisernen Pontons stöhnen in den Nieten. Oh, sie wäre verloren in solchen wilden Tagen; eine Beute des Wassers und der Eismassen wäre sie, wenn der Mensch nicht käme und sie in Sicherheit brächte. In solchen Zeiten brutaler Naturgewalten kann es geschehen, daß die Brücke abgefahrene werden muß, hinein in einen stillen Hafen, wo die Wasser nicht mehr toben; hinein in eine Lindwurmhöhle, wo der Molch, zerrissen und in seine Bestandteile zerlegt, schlaftrig warten kann, bis draußen auf

dem entfesselten Strom die Ruhe wieder eingezogen ist.

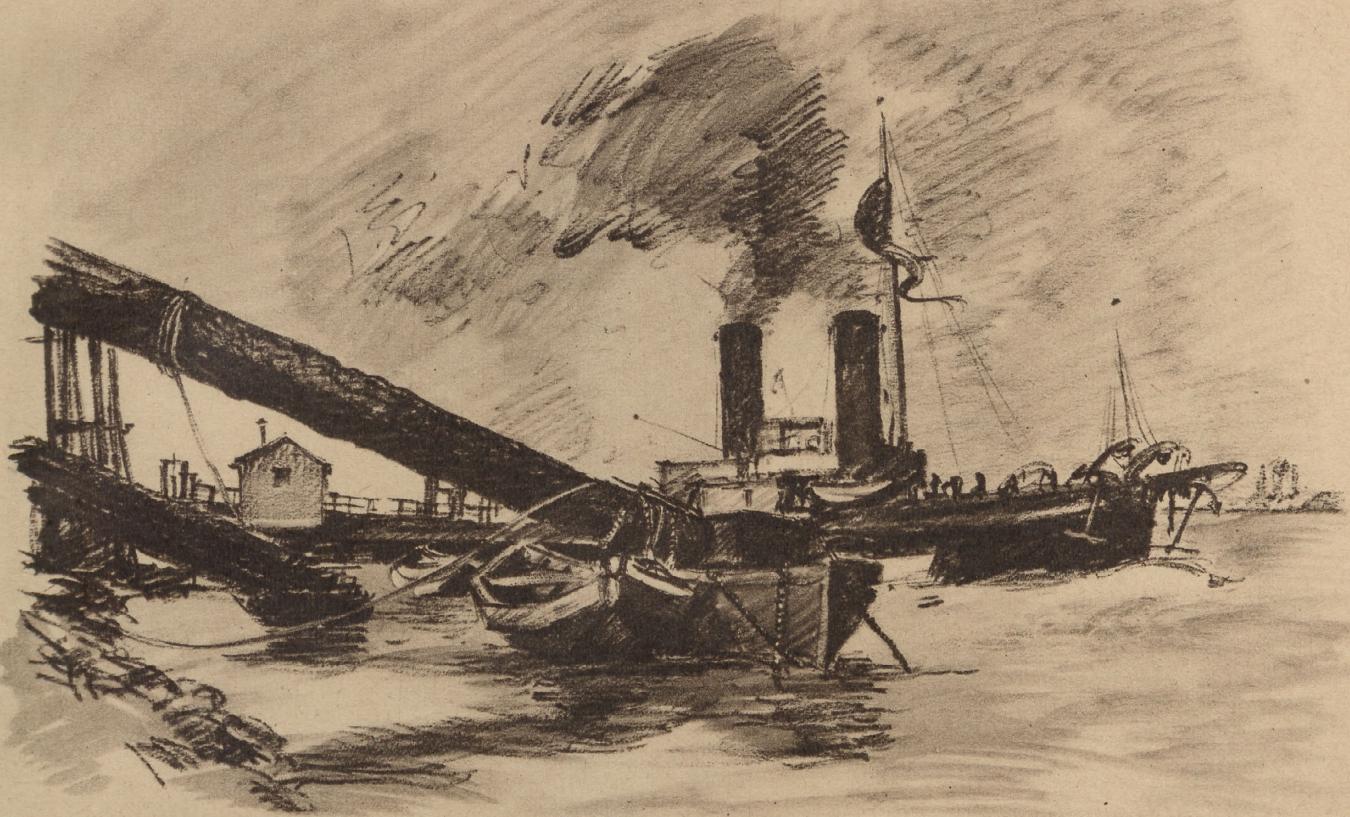
Stellt euch die Schiffbrücke nicht gar zu einfach vor! Sie hat ihre technischen Geheimnisse und Überraschungen. Klug erdacht ist die wundersame



Geschlossene Brücke mit Signalmast für Schiffe



Die geöffnete Brücke aus der Vogelperspektive mit drei ausgefahrenen Jochen



Die wuchtigen Baumstämme halten die Boote, um die Kraft des Stromes zu mindern

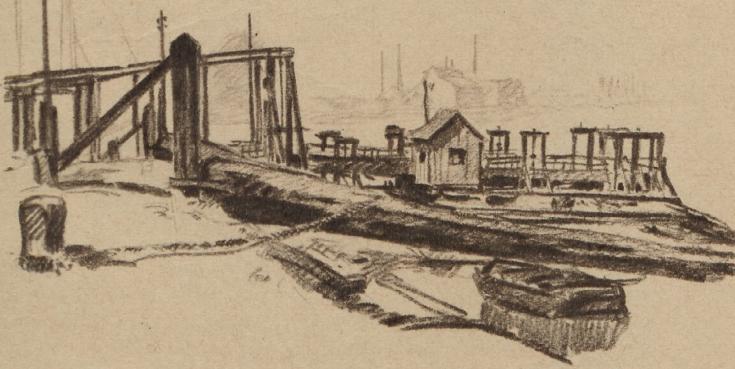
Schlange. Plump sieht sie aus und muß doch geschmeidig sein, muß gelenkig sein und die Möglichkeit haben, sich jedem Wasserstand anzupassen. Daher die wunderlichen Krümmungen ihres Leibes. Wenn das Wasser steigt, wird die Fahrbahn der Ufersteile an gewaltigen Schrauben hochgewunden,

und Rammpföcke stützen sie, die alten monströsen Schrauben bewegen sie, Ankerketten halten sie; ruhige Petroleumfunzeln beleuchten sie.

Zwei gewaltjame, unerhört umwälzende Eingriffe, zwei tolle Operationen hat sie über sich ergehen lassen müssen. Der Handwindenbetrieb für die ein- und ausfahrenden Zöche wurde durch

Motorbetrieb ersetzt. Die nervöse Verbrennungsmaschine — o Fluch fortgeschrittlicher Zeit! — hat sich in ihren Eingeweiden festgenistet und versucht mit ihrer unsinnigen Drehzahl und ihren hämmern den Ventilen das Phlegma der Brücke zu zerstören. Dann kam die Eisenbahn; Schienen wurden über die klappige Fahrbahn gelegt, und von nun an schnaufte der Eisenbahnzug, bespannt mit einer humorvollen Liliputmaschine, über ihren schmerhaft gekrümmten Buckel. Beides verzeiht die Schiffbrücke nie; den Motor nicht und die Eisenbahn nicht.

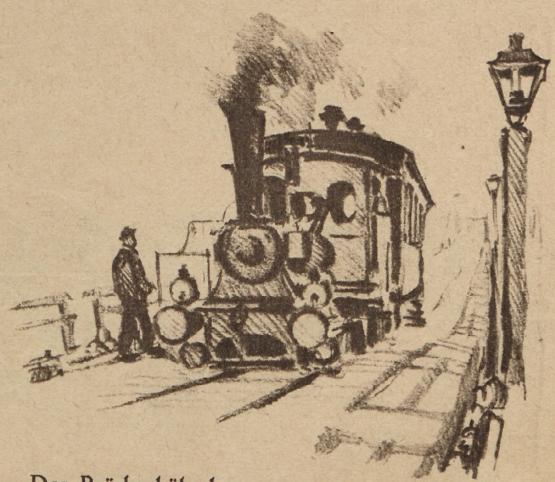
Schiffbrücken gibt es nur über den Rhein. Doch halt: Man erzählt sich, daß irgendwo in Balkan-



Bayrischer Brückenkopf

und bei Niederwasser muß der gesamte Mechanismus gesenkt werden. Das Rückgrat der Brücke — man glaubt es kaum — verträgt Wasserspiegelschwankungen bis zu sieben Metern. Bei Trockenheit geht es vom Ufer aus auf einer schiefen Ebene abwärts zur Brücke, und wenn der Wassermangel noch größer wird, dann ruhen eine Anzahl der großen Pontons gar auf den Kiesbänken, die aus den Fluten tauchen und zum Strandbad von jung und alt werden. In solchen Tagen schaut euch die Brücke an! Sie ist krumm und buckelig; ein verwachsen lächerliches Ungetüm; die Karikatur einer Brücke.

Aber ein Zug prachtvoller Romantik umwittert sie stets. Wann mag sie wohl geboren sein? Die älteste unter ihnen wohl um das Jahr 1850. Sie ist das technische Wunder aus Urgroßväter Tagen. Damals waren auch die Pontons noch aus Holz. Geruhsame Bürger, für die hundert Kilometer eine märchenhafte Entfernung waren, haben an ihr den Sonnenflug menschlichen Erfindergeistes und Wagemutes bestaunt. Und so ist sie geblieben bis auf den heutigen Tag. Die alten Holzbalken sind ihr Gerippe, riesige Uferstämme



Das Brückenbähnchen

ländern noch einige Monstren ihr halb nachtwandlerisches Dasein weiterführen sollen. Die Rheinbrücken sind im Prinzip einander ähnlich, nur ist bei manchen die Fahrbahn für Zug-, Wagen- und Fußgängerverkehr getrennt. Ein wechselseitiges Bild des geschäftigen Lebens entrollt sich bei der Schiffbrücke. Man kann dort verweilen, vielleicht auf einem der mächtigen Stämme stehend, und das bunte Geschehen des Alltags an sich vorüberziehen lassen. Welch ein herrliches, unübertrumpfbares Verkehrshindernis ist die Schiffbrücke! Seht nur, hinter den Rheinwäldern, hinter Pappeln und Sumpfweiden steigt schwarz der Rauch auf aus Schiffsschloten. Ein Schleppzug fährt zu Berg. Schon ruft laut die Schiffssirene.

Passt auf, wie die Schiffbrücke lebendig wird! Passt gut auf, wie ihre verlappten Wunder sich offenbaren! Die Unruhe fährt in den schlaftrigen Leib. An hohem Mast steigen farbige Signale verwegne hoch; Schranken werden niedergelassen und gewaltige Fallriegel hochgeklappt; ein Glocke schrillt, und die Brückenwärter werden wahre Symbole der Betriebshamkeit. Warnungsschilder öffnen sich dem Blickfeld, und jetzt springen spontan die Motoren an. Der penetrant duftende Auspuff stößt fauchend in die Luft; Winden und Ankerketten rasseln; Seile werden gespannt, und die Steuermannen eilen auf ihre Posten: Die Brücke wird ausgeschlagen. Schon ist das erste Joch gelöst, und der Strom treibt es geschmeidig aus dem Brückengefüge; das zweite folgt, das dritte hinterher. In wenigen Minuten ist die Fahrstraße frei; ein rund siebzig Meter breites Stück ist aus dem Leib der Brücke gerissen, und durch die freie Gasse strömen eisriger die Wasser des Rheins. Schon ist auch der Schleppzug nähergekommen; langsam, mit zäher Verbissenheit müht er sich bergwärts. Ein riesiger Schleppdampfer leucht schaufelnd gegen den Strom; an den Radkästen schäumt das Wasser hoch, grüne Wellen eilen auf beide Ufer zu; dunkler Qualm stößt aus den Schornsteinen. An starken Drahtseilen schleppt er die beladenen Kähne hinter sich her; drei, vier, fünf schwere Ungetüme, mit Kohlen, Holz, mit Früchten des Feldes oder anderen Waren hoch beladen. Nun stampft er durch die Brücke und hinter ihm das trächtige Gefolge, ein herrlicher Anblick vom großen Werktag des Lebens. Fahnen und Wimpel wehen; man sieht Menschen, braun gebrannt von Sonne und Wind. Wäsche flattert an schwankenden Leinen, ein Hund rast kläffend die Schiffsplanken entlang. Vielleicht auch winken schöne Frauen mit bunten Kopftüchern und einer fremden Sehnsucht in den Augen. Ein Stück geschäftiger Tag, ein Feien Arbeit und Kampf ums Dasein ziehen langsam vorüber. Oft geschieht es, daß mehrere Schleppzüge hintereinander kommen, auch gehen zwischendurch einzelne Kähne, ohne Kraft und nur vom Strom bewegt, stolz und elastisch beschwingt zu Tal. Die lockende Fremde zieht vorüber an der alten Brücke, un-



Motorhäuschen auf einem der Joch

bekanntes Ziel und ferne Heimat. Man sitzt am Ufer und schaut den Schiffen nach. Und plötzlich wendet sich der Blick, man tastet die Ufer ab. Welche Überraschung! Da staut sich der unruhige Verkehr in unbeschreiblichem Ausmaß. Schlangen von Autos auf beiden Ufern haben sich wie Ketten aneinandergereiht. Personenwagen, Lastwagen, Motorräder. Dazwischen Fuhrwerke und Handkarren; ganze Regimenter von Radfahrern und Fußgängern. Ein schwarzes Gewimmel wogt hin und her. Und wartet, wartet, wartet! Oft ist die Brücke über eine Stunde lang geöffnet, und die Schlange der Wartenden wächst ins Gewaltige. Welch ein herrliches, prächtiges, buntes Verkehrshindernis, dem Haß der zeitfressenden Menschheit preisgegeben!

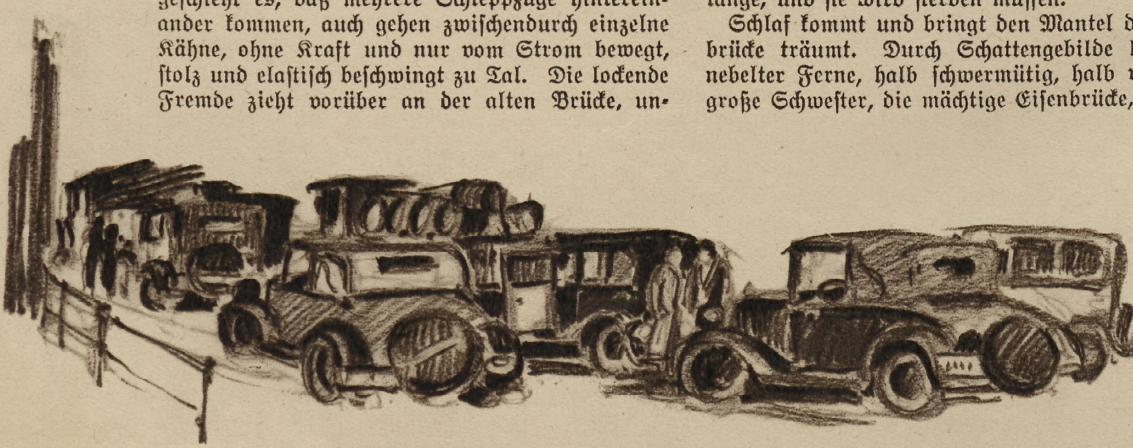
Endlich wird die Brücke eingefahren. Die Motoren fauchen, die Ankerwinden stöhnen, Ketten klirren. Signale wechseln und Sperrtafeln verschwinden. Verbindungsriegel fallen, und dann öffnen sich die Schranken. Hei, wie quillt und drängt und hupt und stampft und klingelt es über die Brücke! Ein wahrer Brei an Verkehr fließt auf die schwankende Fahrbahn und zaubert ein Bild von farbigster Lebendigkeit. Ichzend im Gefüge, nimmt der Wurm sie alle auf seinen Rücken, und wenige Minuten später schon ist das bewegte Bild zerronnen. Vielleicht, daß noch die Eisenbahn kommt: zwei Personenwagen mit geöffneten Fenstern, aus denen die Menschen mit staunendem Lächeln schauen und sich am Anblick des wunderlichen Bauwerks immer wieder von neuem ergönnen; und vorgespannt ein Maschinchen, ein über alle Maßen komisches Maschinchen, das aus einer Spielzeugschachtel entronnen scheint und mit fidel qualgenden Anstrengungen das Ufer zu gewinnen trachtet. Dieses Witzblattmaschinchen, dieser hohlachende technische Ulk scheint der Brücke fast geschwisterlich verbunden und hüllt sie in einen dunklen Schleier von Schlotqualm und Kohlengestank.

So ist die Schiffbrücke. An ihr flutet das Leben vorüber. Sie hat vieles erlebt und kann vieles erzählen. Sie ist grau wie die Jahrhunderte, und man sollte sich freuen an ihrer stillen Schaulichkeit, an dem Rest versunkener Jahre, den sie zu uns herübergerettet hat.

Es will Abend werden; Flügelschlag der Dämmerung. Der letzte Schleppzug verschwindet in der Biegung des Stromes. Noch zieht die schwarze Rauchfahne über den dunstigen Himmel. Etwas wie Todesahnen streicht über den Leib der Brücke. In solchen Stunden fühlt sie, daß man ihr nach dem Leben trachtet. Man ist ihr feindlich gesinnt. Sie wird gehaft vom Verkehr, vom forschrittlischen Geist, von der modernen Technik, vom rasenden Tempo stürmender Menschheitsentwicklung. Nicht mehr lange, und sie wird sterben müssen.

Schlaf kommt und bringt den Mantel der Träume. Die Schiffbrücke träumt. Durch Schattengebilde hindurch, ganz in vernebelter Ferne, halb schwermüdig, halb verbittert, sieht sie ihre große Schwester, die mächtige Eisenbrücke, die in riesigem Bogen,

herrlich gewölbt, ein Kolos aus Stahlträgern und hunderttausend Nieten, sich in grandioser Linienführung über den Strom spannt. Damit kann sie nicht wettelefern.



Eine endlose Autokette wartet geduldig

Der Schuss

Novelle von Emil Barth

Nein, bezwungen war er nicht, keineswegs. Lahmheit hatte ihn geschlagen, nicht die Zunge im Mund war ihm verschont geblieben, er mußte sie gleichsam erst anherrschen innerlich und ihr mit Gewalt seinen Willen zu spüren geben, wenn er ein Wort von ihr verlangte; aber dann gehorchte sie auch, bildete ringend und sprachunmächtig den schwerverständlichen Laut.

Wie ein alter Adler, der in Gefangenschaft geriet, bewahrte er seinen Stolz ungebrochen; nie ließ er sich herbei, bis vor die Nordseite des kleinen, auf einer Felskuppe erbauten Anwesens vordringen zu wollen, von wo man den Blick übers Dorf unten hatte und der Weg wie ein Wildbachbett voller Steingeröll zwischen langer Wiese und Haselgesträuch steil hinabließ, als ob er einen spielend mitnehmen möchte — auch hierin glich der Alte dem herrischen Vogel, der es verschmäht, an der Fusskette zu zerren. Wie der gefangene Adler eben dieser Freiheit des Willens wegen sich Tag für Tag unbewegt und scharfsichtig-zornvoll auf dem gleichen verdornten Ast hält, so hielt der gelähmte Alte sich auf der Stuben- oder der Hausflurbank.

Da gerieten plötzlich auf dem wildbachhaft steinigen Weg, der ins Dorf hinabführte, ein paar Kiesel ins Rollen; deutlich hörte der Alte das leise Rieseln und härtete, sich entfernende Aufhüpfen der Steine; er kannte die steile Stelle noch, wo der Fuß so leicht ausrutschte, gleich mußte der Sohn in die Haustür treten... Aber alles blieb still; der Schritt, auf den er wartete, kam nicht... Und wieder blickte er über den Hof, der schmal und eben wie eine Platte sich vor dem Hause erstreckte und schon nach wenigen Schritten in eine Senkung überging, die dann jählings steil abfiel.

Da erhob sich mit einemmal ein unwillig kurzes Gegack der Hühner draußen, eine dunkle Stimme schien unterdrückt ein Schimpfwort zu knurren, schon traten Schritte, bis dahin aufwiegigem Wegrand verdeckt, mit lauter, betonter Freimütigkeit auf. Und dann — der Alte saß unbewegt, nur seine braune rissige Stirn zog sich dichter zusammen —, dann schob sich schwarz und groß die Gestalt eines Mannes vor das Bild der klaren, besonnenen Weite und Landschaft (es geschah mit dem Ausdruck einer frechen Sicherheit), die Tiefe des Flurs verdunkelte sich, ein großes Lachen, das offenbar als Begrüßung zu gelten hatte, polterte herein, und entsprechend war auch die heisere, verkrachte Stimme, die unverschämt sagte: „Na, Alter, wie geht's?“

Er bekam keine Antwort, erwartete sie wohl auch nicht, denn gleich vorstretend schaute er sich um. Den verbeulten steifen Hut nahm er nicht ab, sondern rückte ihn bloß wie ein Clown mit einer schnellenden Bewegung des Kopfhaut aus der Stirn; unter der linken Achsel trug er ein verschürtes Wachstuchbündel, das durchaus mit seinem verkommenen Anzug und zerrissenen Schuhwerk harmonierte; die Rechte hielt einen knorrigen Astknüppel, der kaum mehr als Wanderstock gelten konnte. Unverschämt stieß er mit diesem Knüppel gegen die an der Bank lehnende Krücke des Alten, so daß sie mit Gepolter zu Boden fiel. „Die braucht Ihr vorläufig nicht!“ sagte er dazu.

„Und das“, sagte der Mensch, den linken Ellenbogen um ein wenig anhebend, so daß das Wachstuchbündel rutschte und niederfiel, „das brauch' ich jetzt nicht mehr!“ Damit ging er in knappem Bogen um den Alten herum, verschwand neben ihm in der Milchkammer. Und wie der Packen nun dalag mitten im Flur! Wie ein Unflat!

Eine schamlose Faulheit hatte in der Art, das Bündel fallen zu lassen, sich ausgedrückt, und nicht anders war es, wie der Stromer da drinnen nun sass: Es plätscherte wie bei einem Bieh. Und als er herauskam, klebten ihm die Bartstoppeln noch weiß voller Sahne, mit dem ganzen Gesicht hatte er überm Kübel gelegen. Oh, Ekel und Wut in dem Alten; wie bewies alles ihm seine Ohnmacht!

Und da saß er nun wie verholzt und mußte es sich gefallen lassen, als ein Nichts zu gelten, mußte zusehen, wie der Landstreicher in die Stube eindrang und Schrank, Truhe, Schubladen aufriß und alles hervorzerrte mit seinen schmutzigen Fingern

und es funterbunt durcheinanderwarf. Nicht die Schachtel zuunterst mit dem hochzeitlichen Myrtenkranz und Sträuschen ließ er uneröffnet, nicht das verglaste Kästchen mit dem niedlich-künstlichen Stall Bethlehem, den der Sohn als Knabe in langer Krankheit geschnitten und geklebt, verschonte er, zerscherbt und zerbrochen flog es in eine Ecke. Und nun hatte er richtig auch den kleinen Wandschrank entdeckt unterm Bord neben dem Fenster; es war nicht viel Geld, was da drinnen verwahrt lag, die letzte lange Rente noch und von des Sohnes winterlichem Holzfällerlohn ein Rest — nein, nicht viel, aber doch alles, was sie hatten; und dazu brummte der Kerl noch vor Enttäuschung und warf den geleerten Beutel wie einen Dreck zu Boden.

Oh, jetzt lebendige Glieder zu haben! Weiß krallten sich des Alten Hände um die Kante der Bank, als arbeite es in ihm an einer ungeheuren Willenszusammenziehung, als würde er sich im nächsten Moment vorwärtschnellen, um mit dem bloßen Gewicht und Überfall seines lahmen Körpers diesen Gegner dort wie mit einem Stein zu erschlagen. In der Betäubung des Schreckens erfüllte ihn Schmerz unauslöschlicher Schande, indem er an die Rückunft des Sohnes dachte; wie würde der ihn anschauen, wie würde er dasen vor ihm inmitten der Zerstörung und Ausraubung!... Aber je weiter dort in der Stube Raub und Schändung seines Eigentums forschritt, je mehr seine Erniedrigung unwiderruflich beschlossen schien — schon häufte der Mensch allerlei Beute ins ausgebreitete Tischtuch: Kleidungsstücke, einen kleinen photographischen Apparat, einen silbernen Löffel, einen zierhaften Trinkrug —, desto herrischer rang der Alte in sich um Härtung seines Stolzes. Keine Sekunde den Blick von dem Gegner abwendend, der seiner so wenig achtete, daß er ihm manchmal sogar den Rücken zukehrte, brachte er in einer zähen Kraft zu Kraft summierenden Willensanstrengung eine steinerne Ruhe in sich hervor und hielt ohne Ausbruch stand, als der Stromer nun, die Beute im Tischtuchbündel, aus der Stube heraustrat und sich frech vor ihm aufpflanzte.

Der Fuß im zerrissenen Schuh stieß verächtlich an die Stiefelsohlen des Alten, dessen Beine ja steif wie hölzerne in den Flur hineinstanden. „Könnt' ich brauchen!“ knurrte die zerchründene Stimme. „Stiefel hat er an, dieser Leichnam!... He, Mumie, rühr' dich! Bist du taub?... Also auch taub; man kann sich doch nicht genug erkundigen!... Vielleicht lebst du überhaupt nicht mehr?“ —

Tödliche Beleidigungen! Starr blickte der Alte geradeaus, immer auf die Gürtelschnalle des Mannes; aber was er sah, war nicht diese, sondern dahinter, dahindurch die Stubenwand neben dem Ofen, das doppelläufige Jagdgewehr an der Wand...

„Na, laß dich einwickeln, Mumie! Hab' keine Zeit mehr für dich!“ Und als ob er verabschiedend noch eine letzte wortlose Unfähigkeit sage, rückte er in grimassierender Clownerie den verbeulten steifen Hut in die Stirn. Dann wandte er sich zum Gehen; der Krücke, die noch mitten im Flur neben dem Wachstuchbündel lag, versetzte er einen Schub mit dem Fuß, so daß sie langhin über die Schwelle in den Hof hinausgeschob. Lautes Ge-gack der Hühner und empörtes Zetern des Hahnes antwortete darauf.

Dem Alten war es, als höre er durch das Auflärmen klapperndes Springen von Kieseln auf dem Weg, doch hatte er nicht Zeit mehr, erst aufzuhorchen; denn indem der Kerl noch wütend knurrte: „Man sollt' ihnen allen den Hals umdrehn!“ und mit einem weiteren Fußtritt auch seinen schmierigen Packen hinausbeförderte, nahm die Szene in heftig-jäher Steigerung den Charakter einer panikartigen Katastrophe an.

Flügelschlagend und lang vorgestreckten Hälse hysterisch zeternd, rannte ein Huhn über die Schwelle herein, faltete angstverstört unter schrillem Kreisch hoch auf und gegen den Mann, der, während im fast gleichen Moment ein sonntäglich gekleideter Bursch hereinstürzte und der Alte wie ein Nachodämon einen zerrissenen dumpfen Kampfschrei austieß, schreckentsezt die Nerven verlor und, Beutebündel und Knüppel fallen lassend, ein paar ohnmächtige Reflexbewegungen ausführte. Schon hing ihm in mächtigem Ansprung der jugendlich geschmeidige Bursche am Halse, schon stürzten sie, wälzten sich leuchend Brust an Brust, rollten als ein Knäuel von Gliedern über die Schwelle.

Das Huhn hatte sich auf einen Schrank im Hintergrund geflüchtet, draußen zerstob unter irrem Geschrei, als sei ein Habicht zwischen sie eingeschlagen, das übrige Volk. Unendlich wieder, klar, sonnig, ewig, von keinem menschlichen Schrecken berührbar,

stand in dem Rahmen der Tür das Bild der grandiosen Landschaft; ein heroischer Hintergrund, ragte es riesig empor über der winzigen Menschenzene hier vorn, die vor dem Angesicht dieser Ewigkeit gering wie ein bißchen Staubaufwirbeln war.

Und fast schien es, als sähe der Alte dem ringenden Kampf, der sich mehr und mehr die Plattform des Hofes herab gegen den Abgrund wälzte, mit solchem übermenschlichen, solchem unruhbarbaren Götterauge zu; kein Muskel in seinem Gesicht bewegte sich, nur die gekralten, wie Klauen eingeschlagenen Hände an der Bank waren grellweiß gefleckt an den Knöcheln, und sein Herz holte zu jedem Schlag weit aus. Aber sein Denken war von großer, ja ehrner Ruhe beherrscht; als ob sich die Gedanken im Hirn nicht aus zukendem Flug des Gefühls heraus bildeten, sondern wie Stein um Stein aufgerichtet und behauen werden müßten Wort für Wort, bewältigte er die Erkenntnis, daß der Kampf dort für beide im Abgrund enden werde, dem sie sich in unlöslicher Umklammerung entgegenwälzten. Zwar war es deutlich, daß der Sohn in aller Besinnungslosigkeit der wütenden Verstrickung instinktiv dem Abgrund wehrte und sich auf dem Fleck zu halten suchte, doch warf das schwerere Gewicht des Gegners ihn wieder und wieder herum, unerbittlich dem Gesetz der Schwerkraft gehorrend zog sich der Kampf der leisen Neigung des Bodens nach.

Zögernd ließen des Alten gebannte Augen die Gruppe los, gingen zu dem Gewehr an der Stubenwand. Auf seine braune Stirn, die fleißig geworden war, trat Schweiß; ein dumpfes Stöhnen drang über seine Lippen. Ungleicher war der Wille, den er aufbringen mußte, dieser Wille, einzugreifen in das blindwütige verknottete Ringen, dieser, um den Sohn vielleicht zu retten, furchtbare Wille, auf den leuchgenden Körperknäuel dort, auf das verstrickte, rollende Bündel von Gliedern, Kümphen, Schultern zu schießen ...

Langsam lösten sich seine verkrallten Hände, steif ließ er sich von der Bank herabgleiten. Und dann waren die lahmen Beine

bloß mehr wie Gliedmaßen einer Marionette; er behandelte sie wie Anhängsel, schien bloß noch Rumpf und Brust und rollte sich so, von unerhörtem Willen geschleudert, über den trümmerbesäten Fußboden zur Stubenbank hin, raffte sich langsam unter unsaglichen Mühen an ihr empor, warf mit schiebender Schulter das Gewehr vom Nagel, schob es langhin sich voraus und, immer mit stoßendem Oberkörper sich vorwärtsarbeitend, den Flur hinaus bis zur Schwelle.

Unendliche Minute, die das gekostet hatte! Und dennoch — und obgleich das Leiberknäuel der beiden wie ineinander Verschlungenen sich nur eben noch in schwankendem Hin und Her auf der Kante der Senkung hielt, in welche abgleitend ihr beider Schicksal besiegt sein würde —, dennoch nahm der Alte sich Zeit, mit Zähnen und steifen Fingern das Schloß zu öffnen und die Schrotpatrone herauszunehmen; ein ruhiger, eisiger Stolz erfüllte seine Brust. Sollte es sein, daß die blinde, unlenkbare Kugel den Sohn trüfe, so wollte er nicht in Versuchung kommen, einen Mord zu begehen und dem anderen wie einem Karnickel den zweiten Schuß, die Schrotladung, in den Leib zu jagen ... Dann, liegend, halb aufgerichtet, den Lauf übers Eck der Flurbank stützend, setzte er endlich ruhig auf, zierte lange, zierte einmal auf einen Arm, ein Stück Schulter des Sohnes, dann auf den Schädel, den Rücken des Fremden, und wieder auf den Sohn. Eben kam das verworrne, leuchende Menschenbündel ins Gleiten; mühsam durchziehend, unendlich langsam mit steifem Finger zog der Alte den Hahn.

Erde spritzte auf; die beiden Leiber lösten sich voneinander; ein Arm warf sich hoch. Und nun rollte der Schuß.

Träge verzog sich der Pulverdampf. Durch den Rauch sah der Alte den Sohn sich aufrichten, stehen, das Gesicht der Senkung zugekehrt. Da ließ er das Gewehr wie vorsichtig fallen, ließ seinen Oberkörper ruhig vornübergleiten; es tat ihm wohl, wie die Stirn schwer auffschläg auf die willensbefreite, erschöpfte Hand. Immer wieder grollte fernher das Echo.



KEGELN – ein echt deutscher Sport

Zu Gemälden alter Meister
von Johannes Schürmann

Kegelgesellschaft
Gemälde von Pieter de Hooch

Unter all den vielfältigen Spielen und Betätigungen, die unsere sportfreudige Zeit pflegt, ist eigentlich nur eine einzige Übung an Namen, Ursprung und Geschichte echt deutsch: die Kegeli; alle anderen sind entweder allgemein menschlichem Bedarf entsprungen, also international, wie die Reitkunst, die Jagd, das Schwimmen und Rudern, oder aus dem Ausland, namentlich aus England, bei uns eingeführt. Hierfür braucht man keine Beispiele zu nennen. Aber das Kegeln ist eine rein deutsche Kunst, die auch heute noch nur in germanisch stark durchsetzten Ländern — Skandinavien, England, Nordamerika — eifrig

Pflege und Verbreitung gefunden hat. Man hat vergebens versucht, das Kegelspiel auf fremden Ursprung zurückzuführen. Weder das von Homer erwähnte Steinwurfspiel, mit dem sich die Freier auf Ithaka vergnügten, noch etwa das italienische Nationalspiel der Boccia können hier als Vorbilder herangezogen werden: Sie sind dem Kegeln gar zu unähnlich.

Grimm hat zuerst auf den deutschen Ursprung des Kegelns hingewiesen. Es ist ein mit den Opferfesten eng verknüpfter Brauch der Germanen, bei denen die Unterschenkelknochen der geopferter Pferde oder auch die Oberarmknochen geopferter Ge-



Beim Kegelspiel
Gemälde von Adriaen van Ostade

fangener, in die Erde gesteckt, als Ziel und die vom Drechsler verarbeiteten Knöchel als Wurfschloß dienten. Diese Knochen selbst hießen im Althochdeutschen *Chegil* = Kegel, wie man noch heute von einem ausgefegelten Gelenk spricht. Das heraus kommende Christentum machte sich den Brauch dienstbar, sah in den neun Kegeln die neun assischen Gottheiten, die durch den Wurf gefällt wurden, und noch eine späte Zeit nannte den größten und mittelsten Kegel, den wir gemeinhin den „König“ nennen, den „Heiden“. Das Rollen der Kugel wurde mit dem Rollen des Donners verglichen, und im Gewitter, als dessen Erzeuger früher der Donnergott Donar galt, sah man ein himmlisches Kegelspiel, von den Engeln oder Aposteln oder gar vom Herrgott selbst oder der Mutter Christi ausgeführt. Das Wort „Kegel“ selbst ist etymologisch gleich dem „Keil“, der ja die Waffe Donars war, und ursprungsverwandt mit „Keule“. Den Namen der „Kugel“, den Friedrich Kluge des Ablauts wegen vom Kegel trennen möchte, wird man doch wohl damit zusammenbringen dürfen, wenn man

an die Stammesgleichheit von „brechen“ und „Bruch“, „sprechen“ und „Spruch“ denkt. Die Gefangenen selbst werden in alten Schriften, zum Beispiel bei Trimberg, als „Kegel“ bezeichnet. In der Sage und im Märchen spielt das Kegelspiel, auch das mit tierischen oder menschlichen Gebeinen, eine große Rolle. Man



Kegelschieber
Gemälde von Theodor Hosemann

denkt nur an das bekannte Märchen von „Einem, der das Gruseln lernen wollte“, wo der furchtlose Held mit den Ge- spenstern das nächtliche Kegelspiel üben muß, wobei mit Schädeln nach Gebeinen geworfen wird. Die Männer Barbarossas legeln im Kyffhäuser, und der eingedrungene Hirt muß ihnen die Kegel aufsehen. Denselben Dienst muß ein verirrter Schuster im Spessart den im Mondenschein kegelnden Zwergen leisten, und zum Lohn erhält er dann das Kegelgerät; aber ein wütender Hund, der ihn verfolgt, sucht ihm die Beute abzujagen, und als der Mann zu Hause anlangt, hat er nur noch einen Kegel und eine Kugel: die sind aber von Silber und Gold.

Im Mittelalter ist das Kegelspiel eine Lieblingsunterhaltung der Mönche. Eine alte Chronik von Paderborn berichtet, daß die Domherren alljährlich am Sonntag Väter mit hölzernen Kugeln nach einem Pflock warfen, der wie der wichtigste der neun Kegel der „Heide“ hieß. Alte germanische Opfersteine weisen neun Vertiefungen auf, die wie die Kegel des Spiels in der noch heute üblichen Anordnung eingemeißelt sind und die mit Opfergaben und Opfergetränken gefüllt wurden. Später wurden die Kegelspiele, weil es oft recht wüst dabei zuging und viel Geld vergeudet wurde, vielfach verboten. Sie hatten aber auch erlaubte Gönner, namentlich zur Zeit unserer Klassiker. Lichtenberg war ein begeisterter Kegelspieler, und der spätere Kaiser Wilhelm I. liebte das Spiel.

Diese Beispiele beweisen wenigstens den Ursprung und das Alter des Kegelspiels in deutschen Landen. Dass im Laufe dieser langen Geschichte sich im einzelnen zahlreiche Verschiedenheiten des Spiels zeitlicher und örtlicher Art herausgebildet haben, ist wohl selbstverständlich. Ist auch die Zahl der Kegel meist neun, so kommen doch schon früh allerlei Ungleichförmigkeiten vor. Man findet selten nur einen Kegel verwendet, wie in dem Beispiel aus Paderborn, öfter schon drei Kegel, die dann in einer Reihe, vom Kegler aus hintereinander, stehen. Auch zehn bis siebzehn Kegel, letzteres strichweise in Schlesien, kommen vor. Die Anordnung bei neun Kegeln ist fast immer das schräge Parallelogramm. Eine Bahn ist nicht immer vorhanden, namentlich fehlt sie häufig im Freien, wo das Spiel ohne Überdachung vor sich geht. Unter Dach, was jetzt bei städtischen Kegelbahnen die Regel ist, war die Bahn vielfach aus festgestampftem Sand oder Hammerischlag gebildet; in jüngerer Zeit ist an deren Stelle der Bohlenbelag, Blech, Zement oder Asphalt getreten und die wegen ihrer Elastizität besonders geschätzten Bahnen aus feingefügtem Holzparkett, das durch Schraubenvorrichtungen an den Seiten stets nivelliert und ausgeglichen werden kann. Die Mittelbahn ist gern an den Rändern etwas erhöht und in der Mitte geneigt, so daß bei der Kugel der Effekt zur Geltung kommen kann. Die Bahn ist heute meist 13 bis 15½ Meter lang, etwa 1,30 Meter breit, seitlich von einer erhöhten Rinne zur Rückförderung der Kugel durch den Kegeljungen oder durch eine mechanische Einrichtung begrenzt. Die Kugeln, 13 bis 17

Pfund schwer und im Durchmesser nach dem Abstand der einzelnen Kegelreihen bemessen, sind meist aus Hartholz, ganz glatt und nur in Gegenden, wo nicht geshoben, sondern direkt auf die Kegel geworfen wird, mit Löchern für die Finger des Keglers versehen, um letzteren einen festeren Halt und größere Schwungkraft zu geben. Man unterscheidet nämlich überlieferungsgemäß zwischen Wurf und Schieben oder „Scheiben“, aber die erste Förderungsart ist fast ganz durch die andere verdrängt. Wird die Kugel durch die Luft geworfen, so ist auch wohl auf eine Laufbahn für sie verzichtet, und der Kegler nimmt nach Bedarf vor oder seitwärts der Kegel in gegebenem Abstand Stellung. Ein Anlauf, wo er üblich ist, ist lokalen Regeln unterworfen. Endlich gibt es auch noch eine seltene Abart des Kegelns, wobei die Kugel über dem Kegelschema schwiegend aufgehängt ist und in kreisförmige Bewegung gesetzt wird; erst bei der Rückkehr des Kreislaufs trifft sie dann die Köpfe der Kegel, also indirekt.

Seitdem das Kegelspiel unter die modernen Sportarten eingereiht ist, bemüht man sich, namentlich vonseiten der Kegelverbände, das Spiel zu vereinheitlichen und allgemein gültige Regeln für alle Bahnen einzuführen, was im Interesse der genauen Schulung gewiß zu begrüßen ist. Im Kegelbetrieb machte sich früher eine allzu große Zersplitterung, ja Willkür bemerkbar, was wiederum auf sein hohes Alter und seine weite Verbreitung hinweist.

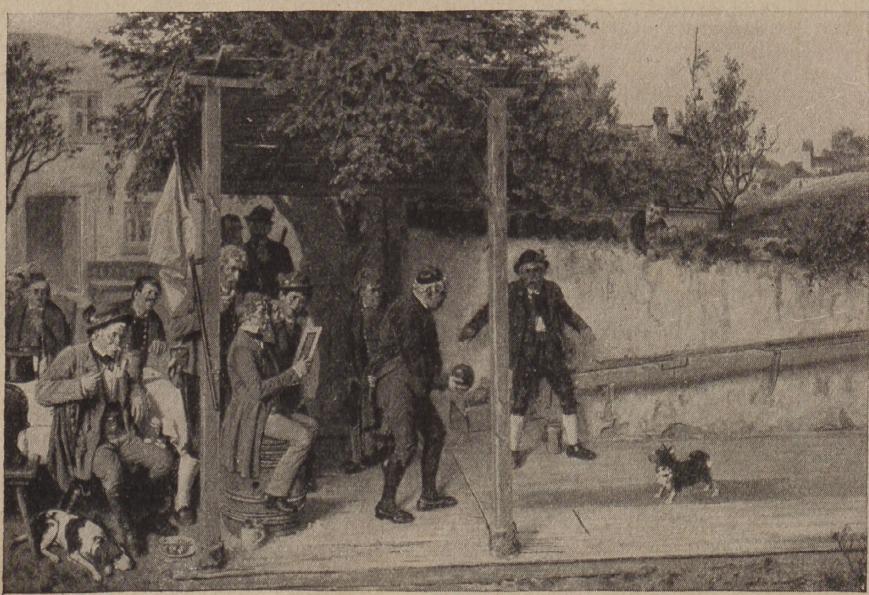
Immerhin mag es vielleicht interessant sein, auf eine der vielen Varianten des Kegelspiels, die noch vor fünfzig Jahren in verschiedenen deutschen Landesteilen beliebt war, hinzuweisen. Es handelt sich um das Spiel „Schmirakel“, nach anderen „Schmiraken“ genannt. Ein alter Offizier und Leser der „Gartenlaube“ schreibt uns darüber:

Ich lernte es um das Jahr 70 herum auf den Besitzungen obersteirischer Hammergewerke kennen. Es wurde im Freien und vornehmlich nachmittags von jung und alt mit viel Vergnügen gespielt. Das „Schmirakelkreuz“ war aus flachen Steinen in den Erdboden eingelassen; es unterschied sich durch nichts von einem gewöhnlichen, auf die Spitze gestellten quadratischen Kegelkreuz und wurde wie üblich mit neun Kugeln besetzt.

Die Spieler, deren Zahl ganz nach Belieben groß oder klein sein konnte, wurden durch das Ziehen von Karten oder von Ringen in zwei Parteien geteilt (die Schwarzen und Roten oder die Weiten und Engen). Jede Partei wählte einen Obmann, den „Mar“.

Der Mar der einen Gruppe begann das Spiel, indem er etwa zehn Schritte von dem einen Eckegel entfernt Stellung nahm und eine aus leichtem Holz gefertigte Kugel, die etwa dreimal so groß wie eine gewöhnliche Kegeltugel war, nach diesem Eckegel warf (nicht vollte oder schob). Traf er den Eckegel, war es ein Treffer; fielen weitere Kegel mit diesem Wurf, wurden sie dazugezählt; war aber der Eckegel verfehlt, zählte der ganze

Wurf nichts, auch wenn andere Kegel durch ihn fielen. Hatte der „Mar“ diesen einen Wurf getan, folgten der Reihe nach die Mitglieder seiner Partei; jeder durfte einen Wurf tun, und zwar nach demselben Eckegel, nach dem der Mar geworfen. Der Wurf des Mars zählte das Doppelte des gewöhnlichen Wurfs. Waren die „Roten“ mit ihrem ersten Zug fertig, folgten die „Schwarzen“. Es galten dieselben Regeln; auch sie begannen beim selben Eckegel. Das Ergebnis der Runde wurde sorgfältig ins „Schmirakelbuch“ eingetragen. Die zweite, dritte und vierte Runde unterschied sich von der ersten dadurch, daß auf den zweiten, dritten bzw. vierten Eckegel gezielt wurde. Mit vier Runden jeder Partei war demnach eine Schmirakelpartie zu Ende. Die Zahlendifferenz der Parteien, ihre Namen, das Datum des Spiels, dies alles wurde ins Schmirakelbuch eingetragen, das alt und würdig, in Leder gebunden und Jahrzehnte lang in Gebrauch war. Die Bedeutung des Namens „Schmirakel“ ist mir unbekannt; ob man es heute noch spielt, weiß ich gleichfalls nicht. Damals war das Spiel in den Gewerhäusern sehr beliebt, und man schmirakelte, sooft sich Gelegenheit dazu bot.



Auf der Kegelbahn
Gemälde von H. Kotschenreiter

1914/18

auf der Schülbank

von ERNA LANGE

6. Fortsetzung

Da ist noch mein großes Charakterbaby — Ich habe nicht viel mit ihm gespielt. Es kann die Zunge bewegen und mit den Augendekeln klappern. Als ich es bekam, fragte ich Mutter, wie alt es sei. Nun, natürlich soeben auf die Welt gekommen.

Als ich Jahre später bei den Flüchtlingen ein zwölf Tage altes Kind sah, war ich sehr enttäuscht. So war ja ein wirkliches kleines Kind, rundlich und fältig, kahlköpfig und unansehnlich — Gar nicht wie mein lachendes, rosiges Baby.

Ich habe es heute aus dem Kasten geholt. Vater soll es mitnehmen. Doch Mutter wehrt: „Nicht die Puppe! Aber nein, Hilde, nicht doch! Die hast du dir auf — damit sollen deine Kinder später einmal spielen.“

Ich werde im Sommer siebzehn Jahre. Warum soll Mutter da nicht an meine Hochzeit — und weiter denken! Warum nicht?

Aber ich muß doch lachen. Ich lache meine kleine Mutter aus, die wieder an Träumen spinnt — Nein, Mutterle, du wirst wohl keine Enkel wiegen können. Für uns gibt es ja keine Männer — Die liegen alle im Schüngengraben und werden totgeschossen . . .

Vater redet nun auch ab. Ich soll das Baby behalten. Aber gerade jetzt will ich es nicht mehr haben. Jetzt soll es aus dem Hauel! Ich hasse es plötzlich. Weg soll es! Es könnte mich leicht einmal an Mutters Worte und Wünsche erinnern und traurig und sehnüchsig machen —

*

Tauwetter. — Es leckt von den Dächern, der Schnee wird zu schmutzigem Matsch, klebt an den Schuhsohlen und macht den Gang unsicher. Aber der Wind ist fast warm und die Luft erfüllt von ahnungsfüßigem Erwachen.

Man schlägt den Mantelkragen herunter und atmet tief und dankbar in diesen allerersten Vorfrühling. Wir reißen in der Pause die drei Klassfenster auf. Wegen der Kohlenknappheit ist das in den Wintermonaten strengstens verboten.

„Aber nur einen Augenblick und nicht leichtfertig werden, liebe Leutchen, wenn die linden Lüfte erwachen!“ mahnt Fräulein Hopperberg, die gerade in das Zimmer hereinschaut. Auf ihrem runden, rötlichen Gesicht ist ein Frühlingslächeln.

Herr Hackenbeck, unser lieber alter Gesanglehrer mit den fröhlichen Augen und den zitternden Händen, gibt sogar zu, daß in seiner Stunde ein Fenster offen bleibt. Wir sitzen in Mänteln, aber mit leuchtenden Blicken —

Und es schallt durch die Klasse, es hallt über die Straße — vielleicht bis zum Himmel hinauf:

— „Nun, armes Herz, sei nicht bang,

Nun muß sich alles, alles wenden! —“

Man möchte einfach springen vor innerer Glückseligkeit, man möchte immerzu singen und ganz, ganz tief atmen. — In der Turnstunde gehen wir wie gewöhnlich spazieren. Ausgefaktet und verödet steht der Turnsaal während der Wintermonate. Ob es einmal wieder so viel Feuerung geben wird, daß man ihn richtig warm heizen kann?

Es ist uns reichlich über, dieses zu Paaren durch die Straßen getrieben werden. Aber heute — heute macht es uns Spaß. Wir gehen vergnügt Arm in Arm und haben die Mäntel aufgeknöpft.

Wir springen über die Pfützen und lachen über die Spritzer. Wir wandern erwartungsvoll in unseren Frühling . . .

*

Mein großes Charakterbaby habe ich selber eingepackt. Vater soll es heute mitnehmen. Mutters Augen schweifen immer wieder zu dem grauen Paket. Ganz traurig sind sie.

Ich empfinde keine Abschiedsstimmung. Was soll denn noch die Puppe? Meine Kindheit ist vorbei. Wäre ich zur rechten Zeit zur Schule gekommen, auch diese. Nun ist es noch ein Jahr. Ein Jahr — und dann? Ich glaube, daß das Leben hart und grau für uns sein wird, daß es keine Zeit zum Puppenspielen und sentimental Erinnern lassen wird. Aber das kann meine kleine Mutter nicht verstehen, das will sie nicht wahrhaben. In ihren Augen liegt noch immer soviel Sehnen und Wünschen. Wie ein Schmetterling ohne Sonne und Blumen taumelt sie durch diese freudlose Zeit.

„Hoffentlich bekomme ich ein ordentliches Brot, etwas Speck und Eier dafür. Viel haben sie ja auf dem Lande jetzt auch nicht übrig. Es wird ihnen alles nachgezählt und die Ablieferungssumme genau vorgeschrieben. Aber die Puppe ist so gut wie neu, und das kleine Mädchen des Bettlers wird sich sicher freuen. Ich werde schon was mitbringen“, sagt Vater mit gutem Mut und nickt uns zu, während er sich bereit macht.

„Sei aber vorsichtig, daß dir nichts passiert! Und erkälte dich bloß nicht bei diesem Wetter, Vater!“ Ich binde sorgfältig sein Halstuch fester.

„Dass du nur keine nassen Füße bekommst, Hannes! Du sollst dich doch so viel wie möglich deines Herzens wegen schonen.“ Mutter ist so besorgt. Sie möchte ihn heute gar nicht fortlassen. Obgleich ihre Speisekammer in erschütternder Leere gähnt. „Bleib doch lieber zurück!“ Aber Vater streichelt ihre Backen und lacht sein herzliches, leises Lachen.

„Heutzutage kommandiert der Magen. Das Herz hat sich unterzuordnen, Schatz. — Vergiß nicht, deine Schularbeiten zu machen, mien Döchting! Und auf Wiedersehen beim luguriösen Abendbrot!“

Beim besten Willen — ich kann die Lösung der Mathematikaufgabe nicht finden. Ich bin zu zerstreut, meine Gedanken wollen sich nicht bändigen lassen. Schließlich packe ich voll Zorn mein kleines Tintenfläschchen in die Mappe. Es werden ja morgen vor der Stunde zwei Minuten Zeit zum Abschreiben sein. Das Blau unserer Schultinte ist verräterisch hell, und Hensberg hat so scharfe Augen — deshalb das Fläschchen Haustinte.

„Geh doch ein Stündchen spazieren!“ sagt Mutter. „Ich würde ja mitkommen — aber ich habe so komische Kopfschmerzen — mir ist so schwer zumute. Ich werde mich ein bißchen hinlegen, nachher holten wir dann Vater von der Bahn.“

Als ich bei unserem Kaufmann vorübergehe, kommt Friedel aus dem Geschäft.

„Du willst allein in der Welt herumlaufen? Warte, ich bringe nur den Zucker nach oben, dann gehen wir zusammen. Ich habe diesmal ein Pfund mehr, als uns zusteht, bekommen. Aber du darfst es nicht weitersagen.“

So wandern wir beide denn durch die Straßen. An der Preußenplazette begegnet uns der Chef des Gymnasiums. Er staunt bleichen wir stehen und sehen ihm nach. Ist der aber schlank geworden!

„Das ist ja doll“, sagt Friedel, „dem hat der Krieg doch richtig den ganzen Bauch abgeschnitten. Früher war er doch so, nicht?“ Sie zeichnet mit beiden Armen einen gewaltigen Halbkreis durch die Luft.

„Mindestens, nicht, Hilde? Heinz Gellerscheidt hatte doch den klassischen Ausspruch geprägt: wenn der Chef in die Klasse käme, erschiene zuerst der Bauch mit der dicken goldenen Kette und dann er.“

Als der Direktor verschwunden ist, fragt sie: „Was macht eigentlich Heinz?“

Langsam ziehe ich die Schultern hoch — ja, was macht Heinz? Lange hat er nicht geschrieben. Und es ist auch alles schon so lange her —. Manchmal denke ich an ihn. Wenn ich zum Beispiel in meinem Schrank krame und auf alte Spielsachen stoße, dann — Oder wenn Soldaten singend vorüberziehen und Trommelwirbel ertönen, dann manchmal — und neulich, wie die Todesanzeige von Bennokarl Rahn und Luschi Moll untereinander in der Zeitung standen, da auch . . .

*

Um ein halb acht soll der Zug einlaufen, den Vater zur Rückfahrt benutzen muß. Es ist der letzte, der heute abend hier ankommt. Mit zwanzig Minuten Verspätung ist er da. Dicht an die Sperre gedrängt, lassen wir die Menschen an uns vorübergehen. Vater ist nicht unter ihnen.

Wir sind die letzten, die den Bahnhof verlassen — blicken uns nach allen fünf Schritten um, ob Vater nicht doch noch — — Es ist unheimlich dunkel. Der geringe Schein der einen Lampe vor dem Portal reicht kaum über den Fahrdamm. Wir sehen uns nicht an, aber wir wissen, daß sich eine ungeheure Angst in unseren Gesichtern malt, die keiner dem andern zeigen will.

„Vielleicht übernachtet Vater dort — —“, sage ich.

Wenn Mutter nur nicht so verzweifelt stumm am Ofen säzelt. In einer halben Stunde wird das Gas abgesperrt. Dann sind wir ganz im Dunkeln.

Draußen beim Bäcker versuche ich, telephonische Verbindung mit dem Dorfe zu bekommen. Vergeblich. Es gibt keinen Anschluß. Ich weiß nicht, warum nicht — und das Fräulein vom Amt auch nicht. Es ist eben Krieg. Da versagt manchmal das Selbstverständliche ohne irgend welche Erklärung.

Ein alter Polizist kommt daher — — „Nee, Fräulein, deshalb können Sie die Polizei nicht in Aufruhr bringen. Was ist denn passiert? Ihr Vater hat den Zug versäumt und kommt morgen. Immer abwarten und Sacharintee trinken! Jute Nacht, Kleine, schlaf schön alleine, wenn Papa auch nicht nebenan schnarcht.“

Die Dunkelheit ist nicht zum Ertragen. Ein kleines Talglicht habe ich angezündet. Es wirft gespenstischen Schein über unsere weißen Gesichter, über das Spind, die Sessel, den Ofen.

Minuten der Erwartung sind keine Ewigkeiten.

Wir wissen nicht, was wir tun sollen. Wir gehen nur alle Augenblicke noch vorn ans Fenster. Auch zur Nacht ist kein Frost gekommen. Es tropft weiter von den Dächern und gluckst in den Regenröhren. Kein Mensch auf der Straße. Kein Licht. Hinter zwei, drei Fenstern in den Häusern gegenüber ist schwacher Schein. Menschen sind dahinter, Menschen, die noch nicht in den Betten liegen. Magisch zieht dies kargliche Zeichen von Leben die Blicke an.

„Wir wollen hinuntergehen. Ich halte es nicht mehr aus — o Gott!“ Wie Mutter zittert, wie ihr die Angstränen über das Gesicht rinnen. Unsere Straße ist kurz. Totenstill, einsam und schwarz alles. Nur das Wasser tropft, und unter unseren Schritten spritzt mit leisem Geräusch der Schlamm schnee. Wir stehen wie verloren an der Ecke. Sprechen können wir beide nicht. Eine wahnsinnige Angst würgt unsere Kehlen zusammen.

Vater, Vater! Herrgott hilf! Nein, ich glaube es auch nicht, daß er dort übernachtet.

Aber vielleicht doch — vielleicht doch! — Kann uns keine Nachricht geben — — ist morgen wieder da und lacht. Lacht über unsere Angst, streichelt Mutter — fragt mich: Hast du deine Schularbeiten auch richtig gemacht, mien Döchting? . . .

Was ist dort hinten? Es bewegt sich was — ja, es kommt jemand.

Wenn nur die Dunkelheit nicht wäre, ach, diese entsetzliche Dunkelheit. „Wie der Mensch da vorn geht. Er hält sich ancheinend immer an den Haussittern“, flüstere ich mit versagender Stimme. Mutter kann nicht so weit sehen, aber sie hört das Tapzen der Schritte.

Und dann — — ganz plötzlich wissen wir: — Es ist ja Vater! . . .

„Ihr braucht keine Angst zu haben — — Der Weg war nur so weit — — er kam mir wenigstens so weit vor — Ich hatte den Zug versäumt — und wollte zu Fuß . . .“

Mutter weint hellauß, als sie in dem spärlichen Talglichtschein seine beschmutzten Kleider sieht. Ob Vater gestürzt ist, ob er an der Erde gelegen hat?

„Oh, wärst du über Nacht lieber dort geblieben. Dieses weite Ende und zu Fuß in diesem Wetter! Bei deinem Herzleiden!“

Ich habe starke Arme, aber sie haben Mühe, Vater zu halten. Er ist am Ende seiner Kraft. Wir hatten die Teekanne in den dicken Wärmer und Hüllen von Zeitungspapier gesteckt. Aber jetzt ist er nur noch lau. Und Vater zittert vor Frost. Er will es nicht zeigen, aber man sieht förmlich die Kälteshauer. Wenn der Tee bloß heiß wäre! Gas gibt es erst morgen früh, und die Spiritusflasche ist lange ausgetrocknet. Aber etwas Karbid muß noch da sein von meiner alten Radlampe. Damit muß es gehen. Und es geht. Schlecht und langwierig zwar — —

„Ich wollte ja dableiben“, erzählt Vater, während er mühsam schlucht, „aber ich dachte — an euch, weil ich — — doch keine Nachricht geben konnte — — Und dann der Better — er hatte schon mit den Lebensmitteln Schwierigkeiten gemacht

— er war nicht in freundlicher Stimmung — er hatte wohl auch keinen Platz — — er wollte nicht gern, und mich aufdrängen — — nein, nein — — . . .“

Vater liegt in den Kissen. Friert und fiebert. Wie die Nase sich abzeichnet! Sie haben ihn nicht behalten wollen! — — Nicht für eine Nacht!

Meine Puppe ist dort geblieben. Ein kleines Paket mit Geschenken liegt dafür auf dem Küchentisch. Fest hatte es Vater unter den Arm gepreßt, daß es ihm nur nicht in seiner Schwäche entfiel. Das Stückchen Speck und die kleine Wurst riechen aufdringlich nach schlechtem Rauch.

Wie Vater schwer atmet, wie er in geheimer Schmerzensnot die Hände über der Brust verkrampft hält! — und dazwischen immer wieder sagt, daß es nichts sei! Nein, nein! — Nichts, nichts! — und aufgeregt wird, weil wir es nicht glauben, weil wir nicht zu Bett gehen wollen!

Wir müssen es tun. Aber weit ist der Schlaf. Ich horche immer nach dem anderen Zimmer. Der Better hat ihn nicht behalten wollen! — Nicht für eine Nacht! Er hat ihn in die Dunkelheit gehen lassen, allein — lichtlose, verwahrloste Wege. Die schwarzen Schatten höhnen, ein mattes Mondlicht grinst durch die Scheiben. Wie kann man da schlafen? Zudem ist mir's, als käme der strenge Geruch der Räucherwaren in dies Zimmer. Um diese paar Brocken, um diese paar Bettelsbrocken! — . . . Ich möchte aufstehen und das Zeug aus dem Fenster werfen.

Vater will keinen Arzt. Er sei erkältet und müsse schwitzen. Das könne er sich selber verordnen.

Friedel fragt in der Pause: „Ich weiß nicht, du siehst so verkatert aus — — Ist dir was?“

Zuerst wehre ich ab, aber dann erzähle ich es doch.

„Das kann schon passieren. Die auf dem Lande können heute mit uns Städtern machen, was sie wollen. Wir kommen ja doch wieder. Da ein Bett beziehen oder Kissen und Decken aufs Sofa legen — das haben sie nicht nötig für einen hungrigen Stadt menschen — — Ja, ja, und wenn's auch der Better ist.“

Die Schatten der Nacht sind vor den Ereignissen gewichen. Sie wollen mir darum nicht mehr so schwer erscheinen. Es passieren heute noch ganz andere Dinge. Die Tage sind erfüllt mit Schrecken und grausigem Geschehen. Was will es heißen, daß ein Mensch um etwas Wurst und Speck und Brot lichtlose, aufgeweichte Landwege hat gehen müssen — —? Nichts, gar nichts — — wohl ihm, daß er was bekommen hat!

*

Drei Tage sind vorüber.

Ich habe Angst um Vater. Große, beklemmende Angst. Es steht sehr schlecht — — Herzkrämpfe, Lungenentzündung . . .

Lieber Gott, laß Vater nicht sterben! Mutter, Mutter, was soll dann Mutter machen — ? Lieber Gott! Lieber Gott — —

Die Nacht — —

Ich habe eine Karbidlampe gekauft. Der helle, weiße Schmetterlingschein brennt ohne Glashut grell ins Schwarze. Er beleuchtet zwei angstvolle, verzweifelte Frauen — einen wahnsinnig Leidenden Mann. Schmerzen, Schmerzen — — Grausames Reisen und Bohren — — Keine Lust, keine Lust — — Ohnmächtiges Dabeistehen müssen, Nichthelfer können — —

Ich laufe um vier zum Arzt. Er muß helfen kommen, er muß kommen! Vater verkrampft in Schmerzen —

Mutter, Mutter! Um Gottes willen, Mutter, bleibe ruhig! — Gift wirkt immer.

Mit gelösten Zügen liegt Vater, Schweiß auf der Stirn, die Hände läßig, und schwaches, ruhigeres Atmen hebt die Brust. Mutter glaubt, es sei besser. Gänzlich erschöpft ist sie eingeschlafen. Ich weiß, daß es nur die Wirkung der Morphiumsprize ist — daß keine Hoffnung mehr vorhanden — —

Lieber Gott, laß Vater nicht so viel leiden! Wenn es — wenn es doch sein muß — — . . . Nicht so entsetzlich viel aushalten müssen, lieber Gott!

Achtmal schlägt die Uhr. Mir fällt ein, daß ich eigentlich in der Schule sein müßte, daß jetzt Fräulein Hopperberg gerade in die Klasse kommen und nach allen Seiten sich drehend lächelnd „Guten Morgen!“ sagen wird . . .

Wenn nur der Anfall nicht wieder kommt! Um elf Uhr wollte der Arzt hier sein. Vater wird so unruhig, stöhnt, wirft sich — Der Anfall, der Anfall . . .

Ich halte seine Hände — Ich streiche in meiner Herzensangst immer wieder über die feuchte Stirn — — Und kann nicht

helfen. Ich kann nicht helfen — kein bißchen die unsinnigen Schmerzen lindern — —

„Sag Mutter — —!“ Waren das eben Worte, hatte Vater wirklich gesprochen? — oder nur Gedanken, ein geheimnisvoll übermittelter Wunsch?

Ich renne in die Küche. Dort gibt es Gas. Die kurze Zeit muß benutzt werden, das Essen vorzubereiten. Die Magermilch ist gerade auf dem Feuer . . .

„Mutter, komm! — Vater ruft!“

Die Schmerzen, die Schmerzen — die Angst nach Luft, die wahnsinnige Angst — — Das hilflose Dabeistehenmüssen, Nicht-helfenkönnen . . .

„Mutter, Mutter, nicht zusammenbrechen! — Vater will was sagen — — Aufpassen, aufpassen!

Ja, Vater, wir sind hier — beide sind wir bei dir — —

Ist es denn so entsetzlich — Deine Hand — ? Unsere Hände? — — Vater, Vater! Wenn doch der Arzt käme! — Eine Spritze, oh, eine Spritze, sie wäre Gnade — ein Himmelsgeschenk das betäubende Gift!

Was sollen wir — ? Deine Hand, deine liebe, treue, sorgende Hand — du willst sie auf uns legen?

Segne uns, segne uns, Vater — — deine Frau, dein Kind! Mutter, o Mutter, nicht so weinen, das regt auf, das stört! Nicht so haltlos weinen!“

Der Anfall läßt nach, es wird alles ruhiger, stiller — — — Ohne Spritze. Besserung? Besserung, du gnadenreicher Gott? Nein, das Ende — das Ende . . .

*

Der Gestank der verbrannten Milch durchdringt das Haus.

(Fortsetzung folgt)

Staat ohne Obrigkeit

Von K. H. Kunze

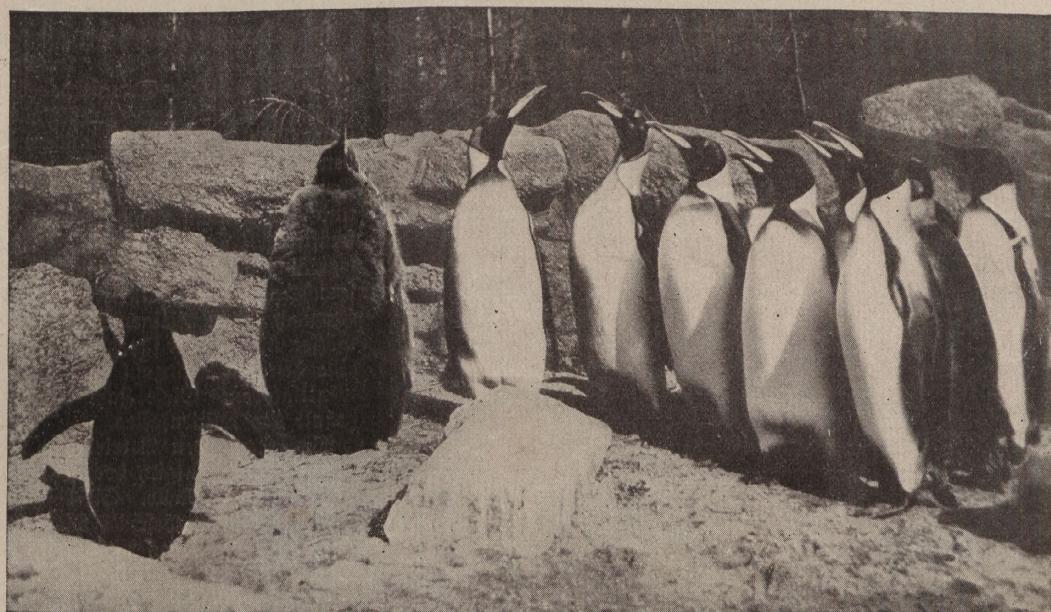
In den mannigfachen Tierstaaten, den Herden der Huftiere, den Scharen der Zugvögel und insbesondere bei Bienen und Ameisenwölkern finden wir stets eine zweckmäßige Organisation, welche die Interessen des Einzelwesens dem Wohle der Allgemeinheit unterordnet. Die Staatsformen, in denen sich all diese Tiere organisieren, sind in der Art sehr verschieden, angefangen von der Dorfgemeinde der Biber bis hinauf zum hochausgebildeten sozialen Staate bei manchen Insekten. Nach unserer psychologischen Einstellung können wir uns derartige Organisationen ohne Staatsgewalt und ohne Obrigkeit nicht gut vorstellen, die soziallebenden Tiere scheinen jedoch ohne jede Exekutivgewalt, ja sogar ohne Organisationszentrum auszukommen. Unter den Tieren gibt es Monarchien ohne Königsgewalt, Republiken ohne Parlamente, Anarchien ohne Individualismus, d. h. Organisationsformen, die uns vollkommen fremd sind und in denen wir uns vom menschlichen Standpunkte aus nicht zurechtfinden können. Es ist ja auch falsch, hier menschliche Maßstäbe anzulegen.

Nehmen wir z. B. als einfachsten Tierstaat die Dorfgemeinde der Biber. Gegenwärtig sind diese Tiere nahezu ausgerottet und leben vereinzelt. In früheren Zeiten hielten sie in geschlossenen Gruppen zusammen und errichteten für ihre Pfahlbauten in gemeinsamer Arbeit einen Deich zum Nutzen der gesamten Biberkolonie. Für die Biber ist es überaus wesentlich, das Wasser in den künstlichen, durch Eindämmen eines Flusslaufes entstandenen Teichen auf bestimmter Höhe zu halten, denn von der Höhe des Wasserstandes hängt die Lage des Einganges zum Bau des Bibers ab.

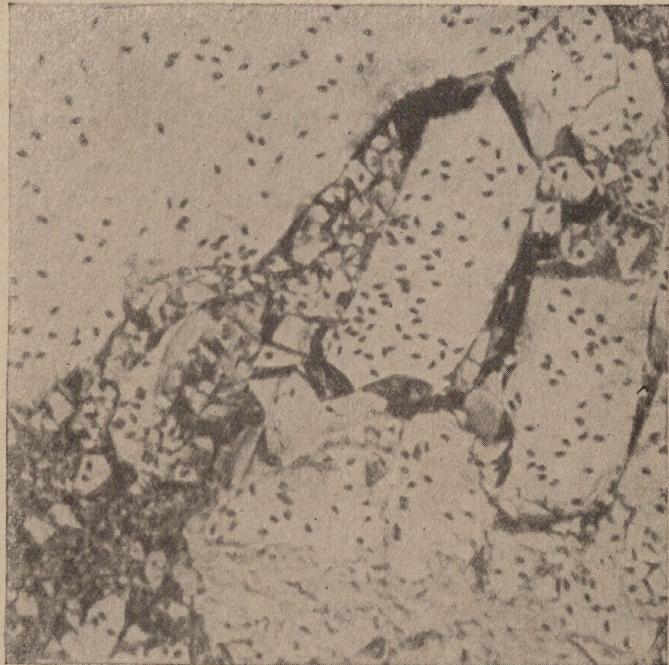
Um diesen Deich künstlich gerecht auszuführen, muß eine bestimmte Anzahl von Bäumen gefällt werden, und zwar so, daß sie in bestimmter Richtung fallen. Die Fugen zwischen den Bäumen müssen mit Zweigen und dann mit kalkhaltiger Erde ausgefüllt werden,

auch ein entsprechender Überlauf muß vorhanden sein. Wir können uns die Durchführung einer derartigen Arbeit ohne Bauleiter, Gruppenführer und Aufsichtsbeamte nicht denken. Bei den Bibern konnte aber das Vorhandensein einer „Bauleitung“ nie beobachtet werden — und doch wurde das Werk in gemeinsamer Arbeit, bei der jeder das Nötige und Richtigste tat, tadellos durchgeführt!

Gehen wir einen Schritt weiter und betrachten die Zweckverbände der Pinguine, die sich für das Brutgeschäft zu großen Scharen vereinigen. Im Frühjahr verlassen die Pinguine die südpolaren Meere, wo sie überwinteren, und wandern in geschlossenen Zügen durch Schnee und Eis auf die Felsklippen des festen Landes nach ihren gewohnten Brutplätzen. Hier paaren sie sich. Das Männchen wirkt vorerst um das Weibchen, und als Zeichen seiner ernsten Absichten legt es ihr ein Basaltsteinchen zu Füßen, den Grundstein des zukünftigen Nestes. Sobald sich die Paare gefunden haben, baut das Männchen das steinerne Nest, in welches das Weibchen zwei Eier legt. Stehend, oftmals bei —40 Grad Kälte geht sie an das Ausbrüten. Das Männchen erhält für zwei Wochen Urlaub und begibt sich aufs Meer, um sich ausgiebig zu ernähren. Es muß bemerkt werden, daß die Pinguine während ihrer Wanderung, der Paarung und dem Nestbau keine Nahrung zu sich nehmen.



Vortragsstunde bei den Königspinguinen



Wie Ameisen nehmen
sich Robbenschwärme,
vom Flugzeug gese-
hen, aus
Press-Clissee



Rechts:
Eine Gruppe schlafender Robben, im
Hintergrund rechts der Wachtosten
Unten:

Gepanzerte Torwächter des Hornissen-
staates lauern im
Dunkeln auf Feinde



Nach beendetem Urlaub kehrt das Männchen zurück und nimmt dem Weibchen das Brutgeschäft ab. Das Weibchen erhält seinerseits Urlaub und geht ebenfalls für zwei Wochen in die See, um seinen Hunger nach etwa einmonatiger Fastenzeit zu stillen. Es kehrt zurück, wenn die Jungen nahezu ausgebrochen sind. Bevor die Pinguine, die Männchen- oder Weibchengruppe, ins Meer gehen, vollzieht sich folgender eigenartiger Brauch. Die Vögel scharen sich zusammen, und einer drängt den andern immer näher zum Felsrande, bis schließlich einer der Vögel das Gleichgewicht verliert und ins Wasser gestoßen wird. Sofort hört das Gedränge auf, und alle beobachten aufmerksam, was mit dem ins Wasser gefallenen Kameraden geschieht. Der Zweck der Übung ist, festzustellen, ob das Meer von einer gefürchteten Robbenart, dem Seeloparden, frei ist. Diese Robben jagen Vögel so gut wie Fische. Taucht der Kamerad wohlbehalten auf, so ist keine Gefahr vorhanden, und die ganze Schar stürzt sich ins Meer. Das ist ein zwar radikales, aber sehr sicheres Verfahren.

Sobald die Jungen aus dem Ei geschlüpft sind, werden sie von Vater und Mutter gemeinsam betreut. Werden die Jungen so groß, daß die Alten nicht genug Nahrung schaffen können, so werden sie von den Eltern verlassen. Um diese Zeit sind die Jungen so entwickelt, daß sie ein selbständiges Leben beginnen können; trotzdem werden sie behütet, und zwar auf sozialer Grundlage. Einige der Alten werden zu Erziehern auserlesen, um das junge Volk gegen Gefahren zu schützen.

Die Gefahr droht von Seiten der Raubvögel und auch der Hagedis und Witwer unter den Pinguinen, welche, sei es aus Neid oder Eifersucht, die jungen Tiere in grausamer Weise zu verstümmeln trachten.

Es fragt sich nun, wer unter den Pinguinen die Staatsgewalt ausübt. Die Urlaubszeit muß eingehalten, das Fest für die „Darbringung des Opfers“ anberaumt, die Polizei gewählt und eingesetzt werden. Wer hat die Machtbefugnis und wie wird der Machthaber gewählt?

Noch viel schwieriger wird die Lösung solcher Fragen bei Tierverbänden mit bis ins einzelne durch-

geföhrter Organisation der Arbeit, d. h. bei den Bienen, Ameisen und Termiten.

Irgendwelche Exekutivgewalt kann in einem Bienenkorbe nicht beobachtet werden, und trotzdem läuft die Arbeit wie am Schnürchen. Eine Gruppe der Bienen beschäftigt sich im Haushalte, d. h. mit dem Sauberhalten des Stockes und dem Verstauen der Vorräte, eine andere baut Zellen, eine dritte füttert den Nachwuchs, eine vierte macht Erfundungsflüge, und eine Gruppe ist ausschließlich mit dem Sammeln des Blütenstaues und des Blütenstaubes an den ausgetrockneten Plätzen beschäftigt. Für jede Arbeit werden so viel Arbeitskräfte eingesetzt, wie unbedingt erforderlich sind. So muß z. B. der aufzuspeichernde Honig einen ganz bestimmten Wassergehalt haben. Ist nach einem heftigen Regen der Blütenstaub stark verwässert, so müssen die Bienen für das Verdampfen des Wassers sorgen, und eine bestimmte Anzahl der Bienen übernimmt die Arbeit von Ventilatoren. Diese Zahl richtet sich genau nach dem Wassergehalt des Blütenstaues.

Wer regelt den Betrieb im Bienenkorbe? Zwar haben die Bienen eine Königin, doch spielt diese Königin eine vollkommen untergeordnete Rolle. Sie beschäftigt sich nur mit der Eiablage, und auch dieses Geschäft wird von den Arbeitsbienen geregelt. Ab und zu muß das Bienenvolk wichtige Entscheidungen treffen, z. B. die Wahl einer neuen Königin, das Abwandern der überschüssigen Bevölkerung, das Verjagen der Drohnen, die Um-

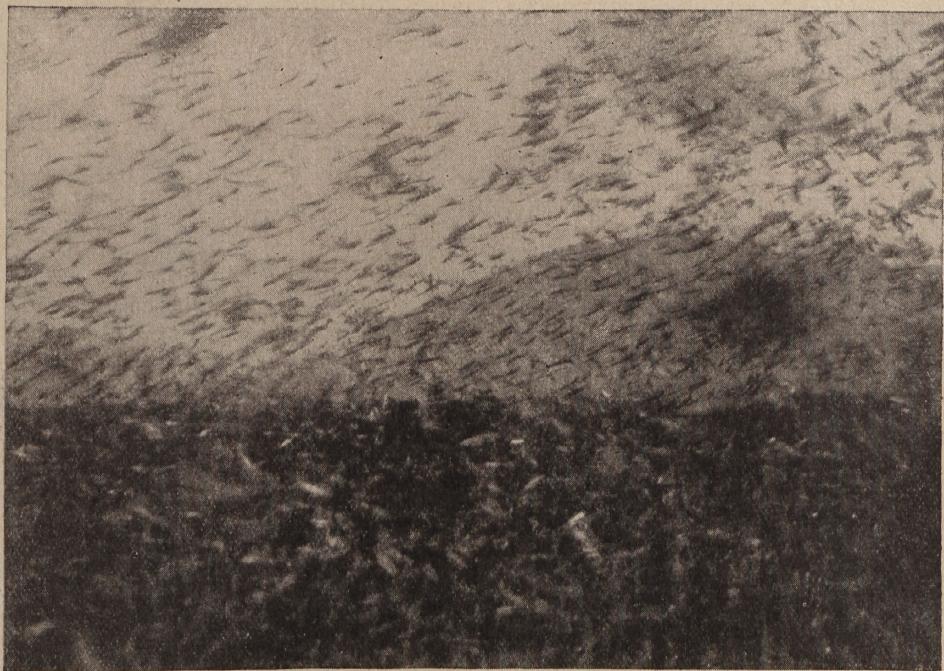
stellung für die Winterzeit. Erfolgt hier ein Volksentscheid oder hat eine der Bienen diktatorische Gewalt? Oder wird ein Parlament einberufen?

Die Ameisen haben möglicherweise eine noch verzweigtere Arbeitsteilung. Während die Bienen sich auf das Sammeln beschränken, haben die Ameisen gewissermaßen eigene Produktion, sie beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht, auch ist manchmal der Betrieb unter Ausnutzung von Sklavenarbeit organisiert. Strengste Arbeitsteilung ist durchgeführt. Arbeitsgruppen, deren Zahl sich nach der zu erledigenden Arbeit richtet, rücken aus, andere besorgen das Nest; die Soldaten halten Wache, einige Gruppen halten sich in Reserve, um sofort, falls Not am Mann ist, einzutreten.

Ab und zu bricht, meist infolge von Übervölkerung, ein schonungsloser Krieg zwischen zwei Nachbarvölkern aus. Ein

jedes Ameisenvolk kann die Zahl des stehenden Heeres regeln, da die bestimmte Abart des Nachwuchses von der speziellen Ernährung der Brut abhängig ist. Wer hat nun zu bestimmen, wieviel Arbeiter und wieviel Soldaten großgezogen werden sollen, wer hat über die Arbeitsteilung zu bestimmen, wer erklärt den Krieg, arbeitet den Schlachtplan aus und leitet den Kampf? . . .

Höchst entwickelte Staatsformen finden wir bei den Termiten. Diese haben außer Ackerbau und Viehzucht auch chemische Gewerbe sowie eine wohlgedachte Abfallverwertung, und der Bau wird mit einer Beheizung und Wasserversorgung ausgerüstet. Die Termiten unterteilen sich in Arbeiter, Polizisten und Soldaten. Wer ist der Befehlshaber und Organisator? Jedenfalls nicht die Königin, die in einer zugemauerten Kammer ausschließlich mit der Eiablage beschäftigt ist. Im übrigen sind die Angehörigen der verschiedenen Kästen in der Rangordnung gleich, und keiner steht über dem anderen. Die Soldatenkästen sind geschlechtslos und blind. Die Soldaten haben keine Gewalt, sie können sich nicht selbstständig ernähren und werden von den Arbeitern betreut. Falls ihrer zuviel werden, wird ein Teil getötet, ebenso wird die Königin abgesetzt, wenn sie nicht genügend



Ein Heuschreckenschwarm in Ostafrika verwandelte in weniger als 2 Stunden blühende Felder in kahles Gestrüpp



Bengaliaschläfen überfallen einen Zug von Wanderameisen

leistet. Die Gewalt liegt also bei den Arbeitern, tritt aber äußerlich in keiner Weise in Erscheinung.

Wir können uns einen Staat oder nur einen Zweckverband ohne Obrigkeit nicht denken. Wie kommt aber die soziallebende Tierwelt ohne Befehlshaber aus? Um uns in das Staatswesen der Tiere hineinzudenken, müssen wir vorerst unseren individualistischen Standpunkt verlassen. Alle Lebewesen werden mit ihren Handlungen letzten Endes von dem mächtigen Triebe der Erhaltung und Ausbreitung ihrer Art geleitet. Während aber bei den Menschen und anderen höheren Tieren die Familie den Ausschlag gibt, sind die sozialen Tiere nicht auf das Wohl und Wehe und die Vermehrung der einzelnen Familien bedacht, sondern es handelt sich für sie um die Erhaltung des Volkes. Das Einzelmessen kommt deshalb hier nicht in Betracht, und alle Handlungen sind auf das Wohlergehen der Gesamtheit eingestellt. Bei sozial lebenden Insekten vermehren sich nicht die einzelnen Individuen, sondern das Volk als Ganzes vermehrt sich, und die Art breitet sich durch Teilung des angewachsenen Volkes aus. Da jedes Ein-



Soldaten des Ameisenstaates bauen eine Untergrundstrecke in ihrer Stadt

zelswesen eines derartigen Staates nur auf das Wohl der Gesamtheit bedacht ist und keinerlei Gegensätze bestehen, so ist die Organisation verhältnismäßig einfach, trotzdem können wir uns ein Gemeindeleben ohne gegenseitige Verständigung nicht denken.

Die Frage der gegenseitigen Verständigung ist eine der schwierigsten Fragen der Tierpsychologie. Durch den Hinweis auf Vererbung, Gewohnheit, Nachahmungstrieb und Instinkt läßt sich diese Frage nicht lösen. Nehmen wir z. B. folgenden verbürgten Fall: In ein Bienenhaus schlich sich eine Maus ein, um von dem Honig zu naschen; sie wurde überfallen und durch Stiche getötet. Die Bienen waren außerstande, den toten Körper beiseite zu schaffen, dieser aber verpestete die Luft. Die Bienen behelfen sich dadurch, daß sie der toten Maus einen vollkommen hermetischen Sarg aus Wachs bauten, in dem die Maus luft-

und wasserdicht eingeschlossen war und so die Bienen nicht weiter störte. Diese Arbeit konnte zweifellos nur nach Überlegung und gegenseitiger Verständigung durchgeführt werden.

Ob es eine Tiersprache, d. h. also auch eine Bienen-, Ameisen- und Termitensprache gibt, darüber ist sich die Gelehrtenwelt nicht einig. Es braucht dies durchaus nicht die uns übliche Lautsprache zu sein, es kann ebensogut eine Tast- oder Gebärdensprache sein.

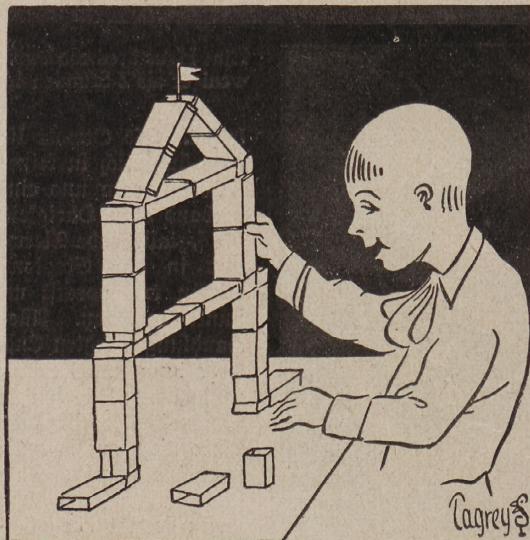
Möglicherweise erfolgt diese Verständigung durch Gedankenübertragung, deren Anfänge oder vielleicht Reste auch bei den Menschen vorhanden sind. Durch Gedankenübertragung kann in einem Kollektivstaate sehr wohl ein Kollektivgedanke und ein Kollektivwille entstehen, der dem ganzen Volke gemeinsam ist und der das Vorhandensein irgendwelcher Gewalt- oder Befehlshaber überflüssig macht.

Allerlei Zeichen-künste

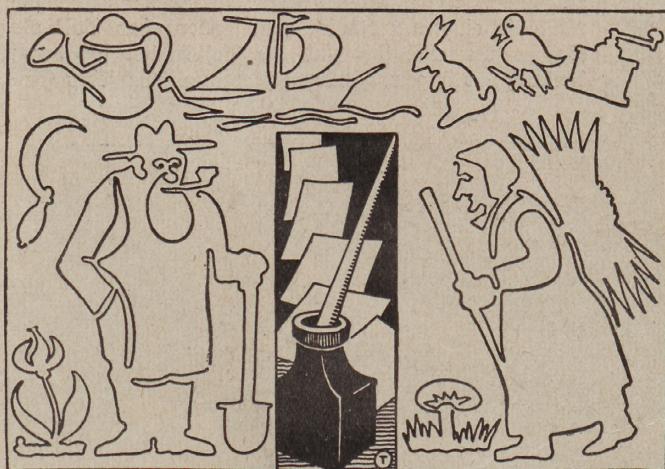
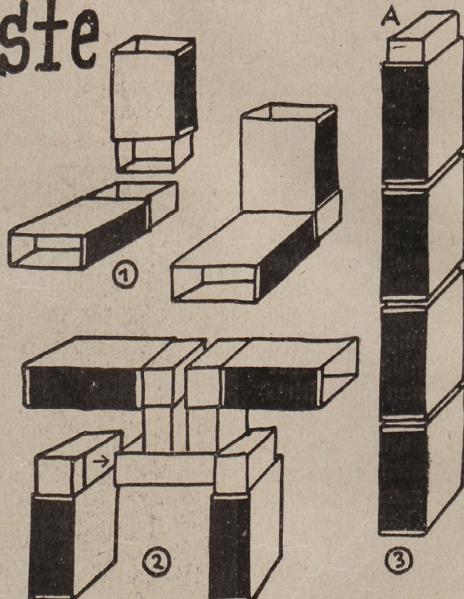
Von W. Tagrey

Ein neues Bauspiel

Wißt ihr, daß man aus leeren Zündholzschachteln ein schönes Bauspiel zusammenstellen kann? Die Abb. 1, 2 u. 3 zeigen deutlich, wie man die Schachteln aneinander befestigen kann. Man zieht z. B. die Schublade zweier Schachteln etwas heraus und steckt sie, wie Abb. 1, ineinander. Wenn diese beiden Schachteln bei A Abb. 3 aufgesetzt werden, dann beginnt man damit einen Querbalken. Abb. 2 zeigt schon eine verwickeltere Bauform, zum Teil nur aus Schubladen gebildet. Auch Bögen lassen sich bilden. Der Junge, den ihr seht, hat sich einen Triumphbogen gebaut, und wer ein wenig Phantasie und Sinn für Formenharmonie hat, wird ohne weitere Anleitung imstande sein, andere Muster zu ersinnen.

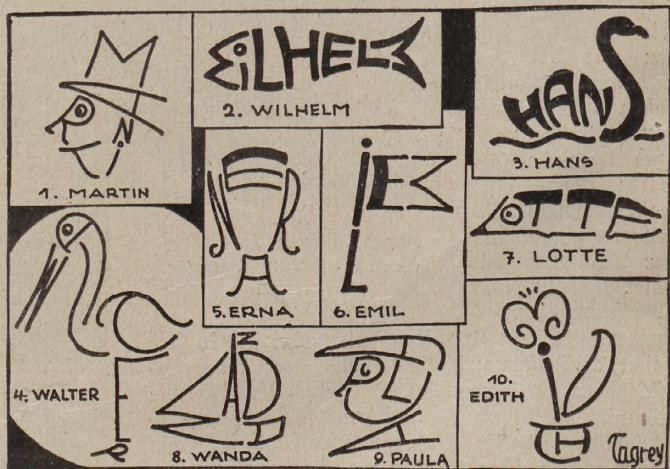


Tagrey



Der kleine Zeichenkünstler

Nehmt Papier und Bleistift, oder auch Tinte und Feder, denkt ein wenig nach und versucht einmal, ob ihr auch die zehn Bildchen, den Gärtner, die Reisigsammlerin, den Pilz, die Tulpe, die Sichel, den Vogel, den Hasen, das Segelboot, die Kaffeemühle und die Gießkanne in einem Zug nachzeichnen könnt. Alles kann man in einem Zuge herunterzeichnen! Versucht einmal, einfache Gegenstände so zu zeichnen! Kaffeekanne, Lampe, Krug usw. Ihr werdet sehen, es ist gar nicht schwer und macht euch ganz bestimmt viel Spaß.



Lustige Zeichenkunst

Nehmt einmal den Bleistift und versucht aus den Buchstaben eures Namens irgendeine Figur oder die Form eines Gegenstandes zu bilden. Es gibt für die Lösung tausendfache Möglichkeiten, nur ein wenig Nachdenken führt zum Ziel. Abb. 1 zeigt einen Männerkopf, Abb. 2 einen Fisch, Abb. 3 einen Schwan, Abb. 4 einen Storch, Abb. 5 eine Rose, Abb. 6 eine Fahne, Abb. 7 einen Maulwurf, Abb. 8 ein Segelboot, Abb. 9 einen Kopf mit Mütze, Abb. 10 einen Blumentopf — und das alles aus Namen. Man kann auch aus Vor- und Nachnamen eine Figur bilden. Wer versucht's einmal?

Immer neue Blüsen

Elegante Schoßbluse aus Crêpe Marocain mit neuartigem Ärmel und reicher Biesen-garnitur

Unten :

Jugendliche Bluse aus Wollspitze



Duftige Bluse aus Georgette mit Plissee und schmalen Spitzene



Apart verarbeitete Streifen zu einer flotten Kostütbluse

Modelle:
R. M. Maassen, Berlin

Aufnahmen:
Cläre Sonderhoff

Links :
Jugendliche Bluse aus gelber Kunstseide mit gelb - roten Punktstreifen und Plisseegarnierung

Einfache Kinderkleider

KK 45316

MK 48122



KK 48106 MK 48176



MK 48174



MK 48111



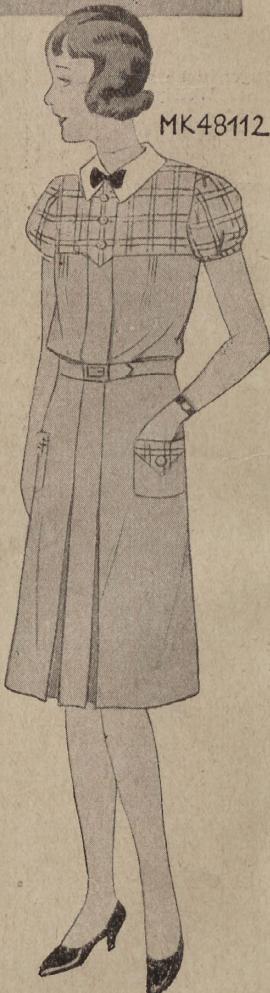
MK 48187



KK 3180



MK 48112



KK 45316. Der beliebte Matrosenmantel aus dunkelblauem Cheviot. Zwei Reihen Goldknöpfe und ein eingeknöpfter weißer Kragen mit dunkelblauer Litze ergeben seinen Schmuck. Erforderlich für 9 Jahre 1,30 m Stoff, 130 cm breit. Schnitt für 9 Jahre

MK 48112. Wollgeorgette oder indanthren gefärbter Vistrastoff ist geeignetes Material für das reizende Kleidchen, dessen vordere Plisseegruppen und Puffärmelchen, mit Smocknäherei verziert, sich der runden, breiten Passe anfügen. Erforderlich für 7 Jahre 2 m Stoff, 80 cm breit.

KK 48106. Der für Knaben bestimmte Kittelanzug zeigt eine neue Form. Die Teilungsnahten bleiben unten für den Tascheneingriff offen. Erforderlich etwa 1 m weißer, 70 cm roter Stoff, je 80 cm breit

MK 48176. Das Kleidchen aus indanthrenfarbigem Leinen ist an Kragen, Ärmeln, Passe und unterer Rand mit dicken weißen Punkten bestickt. Erforderl. für 4 Jahre etwa 1,40 m Stoff, 80 cm breit. Schnitt für 2 Jahre

MK 48111. Das aus Musselin gefertigte Sommerkleid ist in Gürtelhöhe und oben in Passenform durch Smocknäherei eingehalten. Abstechende Ausschnittblende und Gürtelschleifen. Erforderl. etwa 1,65 m Stoff, 80 cm breit

MK 48174. Sommerkleidchen aus Bobby mit Fälbelchen am Armausschnitt der einfarbigen Passe. Der Hänger ist vorn und rückwärts in eine breite Toßfalte gelegt. Erforderlich für 5 Jahre 1,30 m gemusterter, 25 cm einfarb. Stoff, je 80 cm breit

MK 48187. Das reizende Sommerkleidchen ist mit Smockfältchen und Langketten in abstechender Farbe geschmückt. Erforderlich für 3 Jahre 1,25 m Stoff, 100 cm breit

MK 48168. Für das Trägerkleid kann rot- oder blaukarieretes Bettleinen verwendet werden. In der Farbe des Musters sind Ledergürtel und Knöpfe zu wählen. Die Bluse aus weißem Zephir oder Trikoline ist mit Falben geschmückt. Erforderlich etwa 1,80 m Rockstoff, 100 cm breit, 1,60 m Blusenstoff, 80 cm breit

KK 3180. Die Tiroler Jacke aus grauem Loden oder Filztuch mit grünem Kragen und Besatz kann auch aus blauem Leinen angefertigt werden. Erforderlich für 10 Jahre etwa 1,15 m Stoff, 120 cm breit

MK 48112. Einfarbiger und kariertes Bobby für das schlichte Schulkleid, dessen Form sich auch gut zur Aufarbeitung eines älteren Kleides eignet. Erforderlich etwa 1,50 m einfarbiger, 50 cm kariertes Stoff, je 80 cm breit

MK 48168

Das königliche Spiel

Geleitet von F. Sämisch

Nr. 437 Partie Nr. 140 Abgelehntes Damengambit
Weiß: Flohr und Spielmann Schwarz: Dr. Eume und Speyer
Gespielt in Amsterdam.

1. d2-d4 d7-d5 2. c2-c4 c7-c6 3. Sg1-f3 Sg8-f6 4. Sb1-c3 e7-e6
5. Lc1-g5 Sb8-d7 6. e2-e4 d5x e4 7. Sc3xe4 Dd8-b6 8. Lf1-d3
Sf6x e4 9. Ld3x e4 Db6-b4+ 10. Sf3-d2 Db4x b2 11. 0-0 Db2x d4
12. Dd1-e2 Sd7-f6 13. Lg5-e3 Dd4-d8 14. Le4-c2 Lf8-e7 15. f2-f4
b7-b6 16. Td1-d1 Dd8-c7 17. Le3-d4 Lc8-b7 18. Ld4-e5 Dc7-e8
19. g2-g4 Le7-c5+ 20. Kg1-h1 Lc5-d4 21. e4-c5 Lb7-a6 22. Lc2-d3
La6x d3 23. De2x d3 b6x c5 24. g4-g5 Sf6-d5 25. Sd2-e4 0-0 26. Tf1-f3
f7-f5 27. g5x f6 e.p. Sd5x f6 28. Se4x f6+ g7x f6 29. Le5x d4 e5x d4
30. Td1-g1+ Kg8-f7 31. Tf3-h3 f6-f5 32. Th3x h7+ Kf7-e8, und die
Schachziehenden gaben auf. Ein schöner Sieg!

Anmerkungen: 1) Dieser scharfe Zug wurde zuerst von Dr. Alechin im Wettkampf gegen Bogoljubow verübt. 2) Einfacher geht ab Lf8-e7.
3) Ein chancenreiches Bauernopfer. 4) Auf Dd6x b2 hätten die Anziehenden rohren können, während durch das Zwischenstück ein zweites Bauernopfer erzwungen wird. 5) Auf Lg5-e3 würde Lf8-b4 folgen mit der Drohung Lb4x d2+; Weiß müßte dann doch den d-Bauern opfern, da er nicht die Damen tauschen darf. 6) Eine solche Stellung muß zwei Bauern wert sein! 7) Die Nachade steht hier zu gefährlich aus. 8) Dieses Bauernopfer pariert die Drohung c6-c5+ (Le5x d4? c6-c5+ usw.). 9) Auf Ld4x e5 wäre f4x e5 nebst Sd2-e4 und auf Ld4x e5 g4-g5 gefolgt. 10) Auf Dc8-d7 wäre nach Flohr 27. Tf3-g3! gefolgt mit der Drohung 28. Dd3-f3 nebst Df3-h3 und Tg3-h3. Schwarz hat gegen diese Drohung keine Verteidigung, so scheitert z.B. 27... Sd5-e7? an 28. Le5x g7! und auf Kg8x g7 29. Se4-f6 usw. 11) Droht auf Kg8-h8 das Damenopfer Dd3x h7! nebst Tf3-h3+. 12) Da 33. Tg1-g7 folgt und auf Dc8-d8 34. Dd3-a3! Dd8-d5+ 35. Kh1-g1 Ke8-d8 (e6-c5 36. Tg7-e7+ nebst Da3-a5+ und Da5-c7+) 36. Da3-e7+ nebst De7-c7+.

Lösung der Aufgabe Nr. 178 von L. von Seasz

Weiß: Kf2, Da6, Tb7, Lb8, Sh3 (5). Schwarz: Kh1, Ba2, b3, e4, d5, e6, f7 (7).

Matt in zwei Zügen.

1. Da6-a5! b3-b2 (erzwungen durch die Drohung Da3-c1+)
2. Da3-f3+. Die Verführung 1. Sh3-g3? scheitert an b3-b2! und 1. Da6-d6? an e6-e5 (2. Dd6x d5+ e5-e4).

Lösung der Aufgabe Nr. 179 von B. Marin

Weiß: Kh3, Dh7, Tg3, Se2 (4). Schwarz: Kh1, Ta3, Te8, Sh8, Be4, f5 (6).

Matt in zwei Zügen.

1. Dh7-a7! Droht Da7-g1+. Auf Ta3x a7 oder e4-e3 folgt 2. Tg3-g1+, auf Ta3-a1 2. Da7x a1+ und auf Ta3x g3+ 2. Se2x g3+.

Lösung der Aufgabe Nr. 180 von Dr. G. Zepler

Weiß: Ke5, Th5, Ld5, Sg7 (4). Schwarz: Kg6, Bg4 (2). Matt in drei Zügen.
1. Sg7-f5! Auf Kg6x h5 folgt 2. Ke5-f6 nebst 3. Ld5-f3+ und auf 1... g4-g3 2. Ke5-f4! Kg6x h5 (g3-g2 oder Kg6-f6 3. Th5-h6+)

3. Ld5-f7+. Eine hübsche kleine Aufgabe.

Am Spieltisch

Bridge-Aufgabe Nr. 65

Geleitet von Dr. Emanuel Lascher
Von Fabian Mathey

| | | | |
|----------------|---|-----|---|
| ♠ — | — | — | — |
| ♥ A | — | — | — |
| ♦ 10, 6, 5 | — | — | — |
| ♣ 7 | — | — | — |
| A ♠ | A | ♠ — | — |
| — ♥ | Y | — | — |
| 9, 4, 3, 2 ♦ | Z | — | — |
| — ♣ | B | — | — |
| — ♠ D | D | — | — |
| — ♥ D, B, 9, 6 | — | — | — |
| — ♦ — | — | — | — |
| — ♣ — | — | — | — |

Karo ist Trumpf. A am Spiel macht zwei der fünf Stiche gegen jede Verteidigung.

Lösung und Besprechung der Bridge-Aufgabe Nr. 64

Z hat keine Stichmöglichkeit, also fällt die Aufgabe, starke Karten zu halten Y zu. Aber das kann er auf die Dauer nicht tun, wenn B seine Trumpfe abspielt. Nur muß dieses Abspiel der Trumpfe durch das Abziehen des Herz As eingeleitet werden. Also nimmt B den ersten Stich, führt Klein Herz, übernimmt bei A und gibt nun die Trumpfe. Bei A wirkt er alles ab, außer Pik. Was soll Y auf den letzten Trumpf von B zugeben? Er hat dann noch drei Pik, Herz König, Kreuz Dame und kann keine dieser Karten entbehren, ohne bei B das Kreuz oder Herz, oder bei A die vier Pik hochzumachen.



Nivea-Creme RM 0.15 bis 1.-, Nivea-Öl 1.- u. 1.60

Lernt aber richtig sonnenbaden
NIVEA-CREME oder NIVEA-ÖL



Das heißt, nie mit *nassem* Körper sonnenbaden u. stets *vorher* einreiben. So vermindern Sie die Gefahr schmerzhaften Sonnenbrandes und erhalten schön gebräntes Aussehen, — auch bei bedecktem Himmel.

Nivea-Creme und Nivea-Öl sind nicht zu ersetzen, auch nicht durch „Nachahmungen“, die Ihnen als „ebensogut“ empfohlen werden sollten. Denn es gibt auf der ganzen Welt kein anderes Hautpflegemittel, das Euzevit enthält, und darauf beruht die überraschende Wirkung.

Mütter! Im ersten Jahrzehnt
NIVEA-KINDERSEIFE

Denken Sie daran, daß Nivea-Kinderseife für die empfindliche Haut des Kindes besonders hergestellt ist, daß sie mit seidenweichem Schaum schonend in die Hautporen eindringt und sie freimacht für eine gesunde und kräftige Hautatmung. Denken Sie an die große Freude, die Sie selbst an Ihrem wohlgeflegten, gesund ausschendenden Kinde haben. Nivea-Kinder sind ein Stolz der Mütter!

Ein Stück Nivea-Kinderseife kostet 54 Pfg., die Kartonpackung mit 3 Stück RM 1.58

Silbenrätsel

as — chi — chri — de — di — dol — e — ei — ein — ex — fer
 — gen — gi — halm — il — in — is — ta — le — leh —
 lei — lei — lot — metsch — mi — nar — ni — no — pe
 — ri — rie — rus — schach — schnup — se — sie —
 sten — ster — stern — sucht — te — tel — tum — vel —
 wed — za

Aus vorstehenden 46 Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Fürsprecher, 2. Klausnerwohnung, 3. Himmelserscheinung, 4. hoher Staatsbeamter, 5. Verbannung, 6. Prosalichtung, 7. Unfrat, 8. Religion, 9. Dummheit, 10. Wasserpfeife, 11. Seeheld im Weltkrieg, 12. weltbekannte Inschrift, 13. Glücksspiel, 14. biblischer Dulder, 15. schmerzhafte Leidenschaft, 16. schmerzhafte Krankheit. 23064

Geheimschrifträtsel

E 7.9. — G 1.7.11.2.E 7.5.3. — Z 13.12. — P 8.7.20. — S 9.10.11.17.15.
 E 7.10.11.17.12. — P 8.7.5.9. — H 14.7.20.3.9. (10.11.7.20. —
 16.14.14.5.7.5. — V 19.2.20. — W 17.12.7.20.3.9. (10.11.7.20. —
 U 12.14.5.6.20.1.3. — Z 13.12. — S 9.7.6.20. — U 12.20.8. — E 7.9. —
 G 1.7.11.2.E 7.5.3. — Z 13.12. — P 8.7.20. — A 15.18.18. T 3.15.
 E 7.1.18.1.6. (10.11.7.20. — T 3.15. E 7.12. S 9.10.11.12. N 20. 1.
 E 7.20. — P 8.6.7. — S 9.3.12.12.20. P 8.7.20. — P 8.7.5. — V 19.7.
 R 5.1. 15.20. 1. E 7.20.11.7. 6.7.3. — U 12.20.8. — Z 13.12. 16.
 U 12.20. P 4.7.3. — P 5.7.1.6.13.7.20. D 8.7.5. — Z 13.12. — F 4.16.
 N 20. 8. E 7.20. — A 15.18.9. — P 8.6.7. — G 1.7.1.7.20. — V 17.15.5.7.3.

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersehen und ergeben bei richtiger Lösung ein Zitat von Heinrich Schoppe.

Schlüsselwörter:

1. 2. 3. 3. 4. 5. 6. 7. 8. = männlicher Vorname,
 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 5. K 16. E 7. = Fabrikzeichen,
 17. 6. 18. 11. 7. 18. 14. 9. 11. 15. 19. 7. 20 = deutscher Nord-
 seehafen. 022806

Neubildung

Ast — Erna — Murner — Vier — Kerl — Ade — Nil —
 See — Posse — Idee — Hering

Aus vorstehenden Wörtern sind, ohne Änderung der Buchstabenfolge, neun andere Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, einen weiblichen Vornamen ergeben. 27094

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltbesitzer und Leiter.
 Geschäftsstelle des Verbandes: Heddemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten
 und durch Scherls Reisebüro, Berlin SW 19, Krausenstraße 38/39



Augenheilanstalt

Dr. Gutsch, Berlin-Pankow

Fernruf D 8 Pankow 3324
 Gr. Park / Fl. Wass. in all. Zim.
 Tagespr. Mk. 6,50 an / Prospekt

Waldsanatorium Schwarzeck'
in Bad Blankenburg - Thüringerwald
 für innere und nervöse Erkrankungen
 Besondere Abteilung für Rohrkost und veget. Diät

COPPENBRÜGGE
 am Ithgeb. / 440 m bei Hameln

Sanatorium Dr. Nettet
 Erholungsbed. ohne Kur von Mark 5,50, mit Kur
 von Mark 6,50 an. Prospekte.

Schroth-Kur
 Dr. Möllers Sanatorium
 Dresden-Loschwitz
 Gr. Erfolge. Prospr. fr.

Dresden - Weißer Hirsch,
Dr. Leufther's-Sanatorium für Nerven- u.
 innere Kräfte.

Dr. Lahmann's Sanatorium Weißen Hirsch

in Bad Weißen Hirsch - Dresden
 klinisch geleitete physikalisch-diätetische Heilanstalt für Stoffwechsel, Magen-, Darm-, Herz- und Nervenkrankheiten.

KURPREIS inklusive Arzthonorar,
 voller Kur, Zimmer und 5 Mahlzeiten
 von RM 17,50 an pro Tag u. Person

Sanatorium Ebenhausen

700 m ü. M.
 bei München
 f. inn. u. Nervenkrankh. sow. Erholungsbedürft. f. inn.
 Krankh.: Prof. Dr. Schlecht u. Dr. Zimmermann, i. Wint.
 zus. m. Dr. Schlagintweit. Für Nervenkrankh.: Dr. Gall.

Solbad Kösen Haus Hertha

Kindererholungsh. Dr. Klemm, Kinderarzt

Kreuzworträtsel

| | | | | | | |
|-------|-------|-------|-------|-------|-------|------|
| 1. B | 2. A | 3. S | 4. L | 5. T | 6. A | 7. L |
| E | R | I | S | T | N | |
| 10. I | 11. R | 12. A | 13. K | 14. Y | 15. M | |
| G | E | T | R | I | S | |
| E | I | A | R | T | U | |
| Z | A | U | M | R | Y | H |
| S | K | E | I | D | A | M |
| O | E | N | O | T | A | R |
| O | A | S | E | R | U | N |
| M | U | R | S | N | L | G |
| | I | K | | S | T | A |
| | | | | | | D |

Bedeutung der einzelnen Wörter. a) von links nach rechts: 1. Schweizer Kanton, 4. Prunk, 8. Titelheld einer Wagneroper, 10. arabisches Königreich, 12. Minerval, 14. alte Waife, 15. Bergweide, 17. Sonnengott, 18. männlicher Vorname, 20. Teil des Pferdegeschirrs, 21. höchste Ehre, 22. Verwandter, 26. Zett, 28. drückender Zustand, 29. Papagei, 30. Nebenfluss der Donau, 32. algermanisches Schriftzeichen, 33. Zeughaus, 34. Tonkunst, 35. Stadt in Hannover;

b) von oben nach unten: 1. Farbe, 2. Zugvogel, 3. Begründer eines Männergesangvereins, 5. Zeitabschnitt, 6. Gewürz, 7. moderner Physiker, 9. Nordseinsel, 11. erkbarer Pilz, 13. preußische Provinz, 15. Befreier Germaniens, 16. napoleonischer Marschall, 18. Stadt im Erzgebirge, 19. altholisches Getränk, 21. Stadt in Palästina, 24. Deckelkästchen, 25. Werkzeug, 27. Marmorbruch in Tirol, 29. Festraum, 31. Schweizer Kanton, 32. Titel. [27160]

Das kommt davon! KARTE

Hat mir ein Freund auf lieber Wort geschrieben,
 Es führt ihn sein Weg durch meine Stadt.
 Ob wir ein Stündlein nicht zusammenbleiben,
 Da man doch vieles sich zu sagen hat!?

Wir hatten es! Und als am andren Morgen
 Ich mich erheben wollt', hielte mich das Wort, KATER
 Zu einem Grausen umgestellt! Angstbleiche Sorgen
 Zerquälten mich! — Ein Hering trieb sie fort! 27129



Hofrat Friedrich von Hessing'sche Orthopädische Heilanstalt

Georg Hessing, Generaldirektor,
 Dr. med. G. Hessing, Facharzt für Chirurgie.



Augsburg-Göggingen,

Fernsprecher Nr. 33220 und 33244.
 Drahtnachricht: Hessing Göggingenbayern.
 Behandlung sämtlicher Deformitäten des Knochensystems und Bewegungsapparates mittels unserer an Vollkommenheit von keiner Seite erreichten Schienenhülsen- und Korsett-Therapie. Prospekt D.

Rösselsprung

| dich | bu | rob. | lebt | ner | ve | | | |
|------|------|-------|------|------|--------|--------|------|-------------|
| nen | pruß | be | | sein | willst | eig | | |
| die | so | sen | zu | au | dich | wird | flla | nen du |
| eig | fes | nen | will | tief | schla | sie | darf | zu sein |
| gen | frei | seg' | ßen | erst | von | sel | sie | den win |
| de | im | feln | in | zer | selbst | gen | erst | nicht nicht |
| heit | wa | nicht | wer | sich | gro | strebt | ber | ge kampf |
| | frem | läßt | ßen | er | ein | nicht | den | wenn 27170 |

Auflösungen aus Nr. 29

Auf hoher Warte: Weise — Weiber, Seher. Völlig verschieden: Nymphe — Nymphe. Füllrätsel: 1. Trautentau, 2. Straßfund, 3. Tetraeder, 4. Eintracht, 5. Monstranz, 6. Lebetränk, 7. Kleopatra, 8. Herosrat, 9. Wachtraum, 10. Blutrache, 11. Astrachan, 12. Straubing, 13. Trapezpunkt. Vorsehrätsel: Sieger, Dale, Mammut, Meltau, Eisack, Mektor, Fortschritt, Rastatt, Irland, Salbei, Chorknabe, Homburg, Elope. Sommerfrische. Gitterrätsel: 1. Pygmalion, 2. Amsterdam, 3. Floreian, 4. Bonaparte. Kreuzrätsel:

Für Rätselfreunde jeden Mittwoch „Denten und Raten“ Einzelnummer 20 Pf., monatlich 75 Pf., durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, den Verlag Scherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.

Worträtsel: a) 1 Effe, 4 Mais, 8 Ute, 9 Danne, 10 Lemgo, 12 Dan, 13 Ende, 15 Gardone, 19 Baer, 21 Rat, 23 Nahel, 25 Egeln, 26 Ode, 27 Laib, 28 Ojen; — b) 1 Eule, 2 Steig, 3 Sem, 5 Anden, 6 Ina, 7 Seni, 9 Tondern, 11 Gera, 14 Dora, 16 Abtei, 17 Egede, 18 Orel, 20 Glen, 22 Aga, 24 Hos. Silbenrätsel: Wo Gold redet, ist andere Rede vergeblich. — 1. Wolfenbrück, 2. Okapi, 3. Glotzenpiel, 4. Ortsfeh, 5. Lokomotive, 6. Dämmerung, 7. Revolver, 8. Cleve, 9. Detektiv, 10. Ellipse, 11. Türkembund, 12. Intrige, 13. Siebenschläfer, 14. Tirolienne, 15. Amtsrichter, 16. Nilpferd. Rösselsprung: Ein treu Gedanken, lieb' Erinnern, Das ist die herrlichste der Gaben, Die wir von Gott empfangen haben — Das ist der goldne Zauberling, Der aufstehen macht im Innern, Was uns nach außen unterging. Friedrich von Bodenstedt.

Die Chlorodont-Zahnbürste



Welche Zahnbürste?

Die Zahnzwischenräume als Sitz übelriechender Speisereste und die Zähne werden am zweckmäßigsten mit der eigens dafür konstruierten Chlorodont-Zahnbürste mit gezahntem Borstschnitt gereinigt und poliert. — Für Erwachsene in zwei Härtegraden 90 Pf. und als Kinderbürste 54 Pf. Nur echt in blau-weiß-grüner Originalpackung. In allen Chlorodont-Verkaufsstellen erhältlich.

Die unvergleichliche Wirkung, die jedem einzelnen aus den Büchern von Bô Yin Râ erlangbar werden kann, besteht nicht in einer gedanklichen Überzeugung von irgendwelchen irdischen oder außerweltlichen Zusammenhängen, sondern in einer praktisch sich bewährenden unerahnbaren Steigerung aller Lebensfreude und Spannkraft. Besonders umfassend sind die Ratschläge des zuletzt erschienenen Buches „Der Weg meiner Schüler“. Es ist in allen Buchhandlungen erhältlich. Preis gebunden RM 6.— Kober'sche Verlagsbuchhandlung (gegr. 1816) Basel - Leipzig.

Ostseebad Heiligendamm
Erholungsheim des Diakonissenhauses „Tabea“, nimmt Gäste auf. An alt. Buchenwald gelegen, für Ruhebedürftige bestgeeignet. Zentralheizg., gut. Verpf., 4 Mahlz., p. Ta 2,- bis 5 Mk. Verl. Sie Prosp.



Togal-Tabletten

haben sich hervorragend bewährt bei

Rheuma / Gicht Nerven-Schmerzen

Ischias, Hexenschuß und Erkältungskrankheiten. Löst die Harnsäure und ist stark bakterientötend. Über 6000 Ärzte gutachten! Vollkommen unschädlich! Frag. Sie Ihr. Arzt, Ein Versuch überzeugt! In all. Apoth. Ermäßigt. Preis M. 1.25. Togal! 12,6 Li., 0,46 Chin., 74,3 Ac. ac. sal.



VERLAG SCHERL • BERLIN

Schütze,
nähre und pflege
die Haut
mit
Eukutol!

Eukutol ist überall zu haben!

Die große grüngoldene Dose RM 2.15, die praktische Tube RM —.90, halbe Tube RM —.45.

STAEDTLER



Müti hat
heile Füsse!



durch Hühneraugen-Lebewohl.

*) Gemeint ist natürlich das berühmte, von vielen Ärzten empfohlene Hühneraugen-Lebewohl und Lebewohl-Ballenscheiben. Blechdose (8 Pflaster) 68 Pf., Lebewohl-Fußbad gegen empfindliche Füße und Fußschweiß, Schachtel (2 Bäder) 45 Pf., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Wenn Sie keine Enttäuschungen erleben wollen, verlangen Sie ausdrücklich das echte Lebewohl in Blechdosen und weisen andere, angeblich „ebenso gute“ Mittel zurück.

Allerhand Heilmittel in Vorratskammer und Küchenschränk

Von Margarete Weinberg

In Urgroßmutter's Garten wurden mit Bedacht vielerlei Kräuter gezogen, deren Wurzeln, Blätter und Blüten man sorgsam trocknete, um auch in der kalten Jahreszeit nie mals Mangel daran zu haben. Die Hausfrau wußte wohl warum: Es kam ihr gar nicht nur auf schmackhaftes Würzen der verschiedenen Gerichte an, sondern weit mehr noch auf gewisse Heilkräfte, die in den einzelnen Pflanzen verborgen sind und bei rechtzeitiger Anwendung oft genug die Hilfe des damals schwer erreichbaren Arztes oder Apothekers erzeigen konnten und müssen. Manches Wissenswerte auf diesem Gebiet wurde zu Unrecht vergessen, wenn auch Kamillenblüte und Fenchel ihren Rang als wohlbewährte Hausmittel behauptet haben. Auch die neuzeitliche Hausfrau sollte sich gelegentlich daran erinnern, daß beispielsweise ein Teeaufguß von Salbei als Gurgelwasser gegen Halsschmerzen sowie gegen Mundföhle, entzündetes Zahnsfleisch und Zahnschmerzen vortreffliche Dienste tut und daß vollends im Holunder eine ganze Hausapotheke steht, die als umsichtige Nutzniederherin verwerthen kann, wer diesen sprichwörtlich um seiner Wunderkräfte willen gerühmten Strauch im Garten stehen hat. Aber wie wenige Stadtfrauen haben doch einen Garten und können für sich und ihre Angehörigen dort Heilmittel einheimsen! Ihnen mag die Nachricht Trost bereiten, daß auch im engen Bereich ihrer Küche und Speisekammer heilkraftige Dinge sich vorfinden, deren Wirksamkeit man nur kennen muß, um gelegentlich Nutzen davon zu ziehen. Da ist zum Beispiel das täglich zur Verfügung stehende Abkochwasser der Kartoffeln. Es wird fast überall achtlos fortgeschüttet, weil niemand ahnt, welche vortreffliche Hilfe es zu bieten vermag: für erfrorene Glieder, die man wiederholt, möglichst warm, darin baden soll; aber auch als inneres Heilmittel gegen Stoffwechselkrankheiten, wie Gicht, Rheumatismus, Verkalkungen usw., bewährt sich sein reicher Gehalt an Kalisalzen, die es den in geschädigtem Zustand gekochten Kartoffeln entzogen hat. (Übrigens röhmt man neuerdings dem Kochwasser von Sellerieknoten eine ähnliche Wirkung nach und empfiehlt es als Getränk für Rheumatiker.) Umschläge von Kartoffelkast — man gewinnt ihn, indem man rohe geriebene Kartoffeln auf ein Sieb tut und ablaufen läßt — helfen gleichfalls gegen Gicht, Muskelschmerzen, Verbrennungen und Quetschungen; auch leistet Kartoffelmehl, das mit kaltem Wasser oder Glyzerin angefeuchtet wurde, gute Dienste bei Verletzungen durch Stoß und Schlag, wenn es sofort auf die betroffene Stelle gebracht wird. Die Stärke verhindert Geschwulstbildung und fördert die Heilung; bei leichten

Verbrennungen, wie die Küchenarbeit sie nur zu häufig mit sich bringt, beruhigt sie, trocken aufgestreut, den Schmerz und verhütet das Entstehen von Blasen. Auf Insektenstiche streut man am besten Zucker, um das Anschwellen der gestochenen Stelle zu vermeiden. Daß dieses beliebte Nahrungs- und Genussmittel schmerzlindernd wirkt, traut man ihm ohne weiteres zu; wer aber würde ein gleiches auch von der unscheinbaren Zwiebel erwarten? Auch ihr Saft hat heilende Eigenschaften und hilft, wenn die Stechwunden tüchtig damit eingerieben werden, gegen die schmerzhaften Nachwirkungen von Insektenstichen. Mit Essigwasser vermisch, stellt er ferner auch das heftigste Nasenbluten. Außerdem bewährt er sich gegen Warzen, die man des Nachts mit einer Lage von gehackten Zwiebeln bedecken und mit reiner Leinwand umwickeln, am Tage öfters mit Zwiebelsaft betupfen soll. Das gleiche Verfahren wird zur Vorbehandlung von Hühneraugen empfohlen; nach wenigen Tagen lassen sie sich dann schmerzlos mit dem Messer herausnehmen. Die hierfür zu verwendende Zwiebel soll eine Stunde in Essig gelegen haben, dann von den Schalen befreit, zerschnitten und mittels Leinwand auf das Hühnerauge gebunden werden. Gegen Schnupfen und Katarrh hilft ein sirupartiger Saft aus gehälften Zwiebeln, die mit wenig Wasser und etwas Sandzucker weichgedämpft wurden. Man verabreicht ihn löffelweise alle zwei Stunden. Für an Bronchitis und anderen leichteren Halserkrankungen Leidende bietet Bananensaft Linderung: Man schält die Früchte, hält sie fein und bringt sie mit reichlichem Zucker in einer fest geschlossenen Flasche zum Kochen; der Saft, der sich gut hält, wird teelöffelweise eingenommen. — Sehr mannigfache gesundheitsfördernde Dienste leistet die Zitrone. Wer bei Schnupfen ihren Saft in die Nase einzieht, wird seine Heilung beschleunigen; wer ihn bei Halsschmerzen zum Gurgeln benutzt, ebenfalls schnelle Erleichterung spüren, falls das Übel nicht als Vorbot einer schweren Erkrankung auftritt. Zitronensaft ist ein ausgezeichnetes Mittel gegen wundgelaufene Füße und wird von erfahrenen Touristen auch als Vorbeugungsmittel angewendet: man legt die Nacht vor Beginn der Fußtour Zitronenscheiben auf die sonst brennenden Stellen und bindet sie fest. Zur Pflege der Haut kann man Zitronenscheiben über Nacht im Waschwasser ausziehen lassen und dieses am folgenden Tage ohne Seife zur Reinigung des Körpers verwenden. Es muß auf der Haut verdunsten, wodurch diese sich strafft und die schon beginnende Runzelbildung gehemmt wird. Ein gutes kosmetisches Hausmittel ist auch Gurkensaft, der sich besonders gegen Sonnenbrand bewährt. Aufgesprungene Hände soll man mit ungekochter Milch einreiben, solche, die durch Hausarbeit gelitten haben, mit Petroleum. Wer an feuchten Händen leidet, kann hiergegen anstreiken, indem er dem Waschwasser hin und wieder etwas Honig oder einige Tropfen Serpentin zusetzt.

Scherls Reiseführer

Die Reihenfolge gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse. Prospekte der nachstehend aufgeföhrten Inserenten sind kostenlos durch **Scherls Reisebüro am Dönhoffplatz, Berlin SW 19** oder direkt zu beziehen.

Mitteldeutschland

BAD WILDUNGEN

PARKHOTEL A. Kurpark, jd. Kom.-Pens. v.M. 7.50 an.

EISENMOORBAD PRETZSCH (Elbe)

Das bestbewährte Heilbad. Pauschalturen.

Rheinland

ASSMANNSHAUSEN-RÜDESHEIM

JAGDSCHLOSS NIEDERWALD, das neuerrichtete Waldhotel, an d. schönsten Stelle d. Rheins, a. Nat. Denkmal. Jed. Komf. Idealer, ruh. Erholungsort. Pension ab 6.- RM. Prospekt 211 anfordern.

BAD NEUENAHR

SANAT. DR. KÜLZ, für Zuckerkrank, ganzjährig.

WIESBADEN

SCHWARZER BOCK. Besuchtestes Kur- u. Passantshotel. 280 Betten. Jed. Komf. Kleine Pension inkl. Thermalbad ab RM 8.-. Jahresbetrieb.

Harz

RÜBELAND

Deutschlands größtes Naturwunder. Hermannshöhle u. Baumannshöhle. Pros. v. Ort d. Harzklub.

HOTEL BODETAL, 85 B., fl. W. Pens. 5.-7 M.

HOTEL HERMANNSHÖHLE, gutbürgerl. Haus, vorz. Verpf. Pens. v. M. 5.- bis M. 7.-.

Harz

SCHIERKE (Oberharz)

HOTEL WALDFRIEDEN. Bestempfohl. Haus. Fl. W. Preise ermäß. Pros. Eigent. Conrad Schinke. Tel. 315.

Thüringen

FRIEDRICHRODA

Alt. Luftkurort. Schnellste Verbindung. Elektr. Fernbahn Gotha—Friedrichroda. Ermäß. Kurtaxe.

TABARZ, Thüringer Wald

KURHOT. SCHIESSHAUS, d. führ. Fam.-H., 100 Z.

Bayern

BAD KISSINGEN

ALLEE-KURHAUS, Bismarckstr. 11. Tel. 2000. Vzgl. Vpfl. Allerb. Lage. Voll. Pens. 6.50-8.50. Gar. frei. Pros.

BAD TÖLZ

HAUS WARTBURG, beste Lage, aller Komfort, Pension ab RM 6.-.

Bodensee

ÜBERLINGEN

das deutsche Nizza, herrlich gelegen, interessante alte Stadt. Strandbad. Pros. Städt. Verkehrsbüro, Abteilung 19.

BAD-HOTEL I. Haus, all. Komf., direkt a. See.

Österreich

BREGENZ

PFÄNDERBAHN. Seilschwebebahn auf d. schönsten Aussichtsberg d. Bodenseegebietes (1060 m). Alpengasthof neben d. Bergstation.

Tschecho-Slowakei

KARLSBAD

HOTEL POST. 180 Z. Garage. Ganzjähr. geöffnet.

Schweiz

LAUSANNE-OUCHY

HOTEL MIRABEAU, I. Rgs. Pens. v. Frs. 14.- an.

ROYAL HOTEL, allererst. Rgs. Frs. 17.- bis 25.-

SAVOY HOTEL, Luxushaus, Frs. 18.- bis 28.-

Die „Gartenlaube“ liegt in allen vorgenannten Hotels, Pensionen, Sanatorien usw. zur Lektüre aus.